

Franz Kafka: *Vor dem Gesetz*

Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz. Aber der Türhüter sagt, daß er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne. Der Mann überlegt und fragt dann, ob er also später werde eintreten dürfen. „Es ist möglich“, sagt der Türhüter, „jetzt aber nicht.“ Da das Tor zum Gesetz offensteht wie immer und der Türhüter beiseite tritt, bückt sich der Mann, um durch das Tor in das Innere zu sehn. Als der Türhüter das merkt, lacht er und sagt: „Wenn es dich so lockt, versuche es doch, trotz meines Verbotes hineinzugehn. Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter. Von Saal zu Saal stehn aber Türhüter, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr ertragen.“ Solche Schwierigkeiten hat der Mann vom Lande nicht erwartet; das Gesetz soll doch jedem und immer zugänglich sein, denkt er, aber als er jetzt den Türhüter in seinem Pelzmantel genauer ansieht, seine große Spitznase, den langen, dünnen,

[267]

schwarzen tatarischen Bart, entschließt er sich, doch lieber zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt. Der Türhüter gibt ihm einen Schemel und läßt ihn seitwärts von der Tür sich niedersetzen. Dort sitzt er Tage und Jahre. Er macht viele Versuche, eingelassen zu werden, und ermüdet den Türhüter durch seine Bitten. Der Türhüter stellt öfters kleine Verhöre mit ihm an, fragt ihn über seine Heimat aus und nach vielem andern, es sind aber teilnahmslose Fragen, wie sie große Herren stellen, und zum Schlüsse sagt er ihm immer wieder, daß er ihn noch nicht einlassen könne. Der Mann, der sich für seine Reise mit vielem ausgerüstet hat, verwendet alles, und sei es noch so wertvoll, um den Türhüter zu bestechen. Dieser nimmt zwar alles an, aber sagt dabei: „Ich nehme es nur an, damit du nicht glaubst, etwas versäumt zu haben.“ Während der vielen Jahre beobachtet der Mann den Türhüter fast ununterbrochen. Er vergißt die andern Türhüter und dieser erste scheint ihm das einzige Hindernis für den Eintritt in das Gesetz. Er verflucht den unglücklichen Zufall, in den ersten Jahren rücksichtslos und laut, später, als er alt wird, brummt er nur noch vor sich hin. Er wird kindisch, und, da er in dem jahrelangen Studium des Türhüters auch die Flöhe in seinem Pelzkragen erkannt hat, bittet er auch die Flöhe, ihm zu helfen und den Türhüter umzustimmen. Schließlich wird sein Augenlicht schwach, und er weiß nicht, ob es um ihn wirklich dunkler wird, oder ob ihn

[268]

nur seine Augen täuschen. Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht. Nun lebt er nicht mehr lange. Vor seinem Tode sammeln sich in seinem Kopfe alle Erfahrungen der ganzen Zeit zu einer Frage, die er bisher an den Türhüter noch nicht gestellt hat. Er winkt ihm zu, da er seinen erstarrten Körper nicht mehr aufrichten kann. Der Türhüter muß sich tief zu ihm hinunterneigen, denn der Größenunterschied hat sich sehr zu ungunsten des Mannes verändert. „Was willst du denn jetzt noch wissen?“ fragt der Türhüter, „du bist unersättlich.“ „Alle streben doch nach dem Gesetz“, sagt der Mann, „wieso kommt es, daß in den vielen Jahren niemand außer mir Einlaß verlangt hat?“ Der Türhüter erkennt, daß der Mann schon an seinem Ende ist, und, um sein vergehendes Gehör noch zu erreichen, brüllt er ihn an: „Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“

[269]

KAFKA, Franz. *Vor dem Gesetz*. In: *Ein Landarzt*. Herausgegeben von Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch u. Gerhard Neumann. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 2002. ISBN 3-596-15700-5. S. 267-269.

Im Dom

K. bekam den Auftrag, einem italienischen Geschäftsfreund der Bank, der für sie sehr wichtig war und sich zum ersten Mal in dieser Stadt aufhielt, einige Kunstdenkmäler zu zeigen. Es war ein Auftrag, den er zu anderer Zeit gewiß für ehrend gehalten hätte, den er aber jetzt, da er nur mit großer Anstrengung sein Ansehen in der Bank noch wahren konnte, widerwillig übernahm. Jede Stunde, die er dem Bureau entzogen wurde machte ihm Kummer; er konnte zwar die Bureauzeit bei weitem nicht mehr so ausnützen wie früher, er brachte manche Stunden nur unter dem notdürftigsten Anschein wirklicher Arbeit hin, aber desto größer waren seine Sorgen, wenn er nicht im Bureau war. Er glaubte dann zu sehn, wie der Direktor-Stellvertreter, der ja immer auf der Lauer gewesen war, von Zeit zu Zeit in sein Bureau kam, sich an seinen Schreibtisch setzte, seine Schriftstücke durchsuchte, Parteien, mit denen K. seit Jahren fast befreundet gewesen war, empfing und ihm abspenstig machte, ja vielleicht sogar Fehler aufdeckte, von denen sich K. während der Arbeit jetzt immer aus tausend Richtungen bedroht sah und die er nicht mehr vermeiden konnte. Wurde er daher einmal sei es in noch so auszeichnender Weise zu einem Geschäftsweg oder gar zu einer kleinen Reise beauftragt - solche Aufträge hatten sich in der letzten Zeit ganz zufällig gehäuft - dann lag immerhin die Vermutung nahe, daß man ihn für ein Weilchen aus dem Bureau entfernen und seine Arbeit überprüfen wolle oder wenigstens daß man ihn im Bureau für leicht entbehrlich halte. Die meisten dieser Aufträge hätte er ohne Schwierigkeit ablehnen können, aber er wagte es nicht, denn, wenn seine Befürchtung auch nur im geringsten begründet war, bedeutete die Ablehnung des Auftrags Geständnis seiner Angst. Aus diesem Grunde nahm er solche Aufträge scheinbar gleichmütig hin und verschwieg sogar, als er eine anstrengende zweitägige Geschäftsreise machen sollte, eine ernstliche Verkühlung, um sich nur nicht der Gefahr auszusetzen, mit Berufung auf das gerade herrschende regnerische Herbstwetter von der Reise abgehalten zu werden. Als er von dieser Reise mit wütenden Kopfschmerzen zurückkehrte, erfuhr er, daß er dazu bestimmt sei, am nächsten Tag den italienischen Geschäftsfreund zu begleiten. Die Verlockung, sich wenigstens dieses eine Mal zu weigern, war sehr groß, vor allem war das was man ihm hier zgedacht hatte, keine unmittelbar mit dem Geschäft zusammenhängende Arbeit, die Erfüllung dieser gesellschaftlichen Pflicht gegenüber dem Geschäftsfreund war an sich zweifellos wichtig genug, nur nicht für K., der wohl wußte, daß er sich nur durch Arbeitserfolge erhalten könne und daß es, wenn ihm das nicht gelingen würde, vollständig wertlos war, wenn er diesen Italiener unerwarteter Weise sogar bezaubern sollte; er wollte nicht einmal für einen Tag aus dem Bereich der Arbeit geschoben werden, denn die Furcht nicht mehr zurückgelassen zu werden, war zu groß, eine Furcht, die er sehr genau als übertrieben erkannte, die ihn aber doch beengte. In diesem Fall allerdings war es fast unmöglich einen annehmbaren Einwand zu erfinden, K.'s Kenntnis des Italienischen war zwar nicht sehr groß, aber immerhin genügend; das Entscheidende aber war, daß K. aus früherer Zeit einige kunsthistorische Kenntnisse besaß, was in äußerst übertriebener Weise dadurch in der Bank bekannt geworden war, daß K. eine Zeitlang, übrigens auch nur aus geschäftlichen Gründen, Mitglied des Vereins zur Erhaltung der städtischen Kunstdenkmäler gewesen war. Nun war aber der Italiener, wie man gerüchweise

erfahren hatte, ein Kunstliebhaber und die Wahl K/s zu seinem Begleiter war daher selbstverständlich.

Es war ein sehr regnerischer stürmischer Morgen, als K. voll Ärger über den Tag der ihm bevorstand schon um sieben Uhr ins Bureau kam, um wenigstens einige Arbeit noch fertigzubringen, ehe der Besuch ihn allem entziehen würde. Er war sehr müde, denn er hatte die halbe Nacht mit dem Studium einer italienischen Gram-

[272]

matik verbracht, um sich ein wenig vorzubereiten, das Fenster an dem er in der letzten Zeit viel zu oft zu sitzen pflegte, lockte ihn mehr als der Schreibtisch, aber er widerstand und setzte sich zur Arbeit. Leider trat gerade der Diener ein und meldete, der Herr Direktor habe ihn geschickt, um nachzusehn, ob der Herr Prokurist schon hier sei; sei er hier, dann möge er so freundlich sein und ins Empfangszimmer hinüberkommen, der Herr aus Italien sei schon da. „Ich komme schon“, sagte K., steckte ein kleines Wörterbuch in die Tasche, nahm ein Album der städtischen Sehenswürdigkeiten, das er für den Fremden vorbereitet hatte unter den Arm, und gieng durch das Bureau des Direktor-Stellvertreters in das Direktionszimmer. Er war glücklich darüber, so früh ins Bureau gekommen zu sein und sofort zur Verfügung stehn zu können, was wohl niemand ernstlich erwartet hatte. Das Bureau des Direktor-Stellvertreters war natürlich noch leer, wie in tiefer Nacht, wahrscheinlich hatte der Diener auch ihn ins Empfangszimmer berufen sollen, es war aber erfolglos gewesen. Als K. ins Empfangszimmer eintrat erhoben sich die zwei Herren aus den tiefen Fauteuils. Der Direktor lächelte freundlich, offenbar war er sehr erfreut über K.'s Kommen, er besorgte sofort die Vorstellung, der Italiener schüttelte K. kräftig die Hand und nannte lachend irgendjemanden einen Frühaufsteher, K. verstand nicht genau wen er meinte, es war überdies ein sonderbares Wort, dessen

[273]

Sinn K. erst nach einem Weilchen erriet. Er antwortete mit einigen glatten Sätzen, die der Italiener wieder lachend hinnahm, wobei er mehrmals mit nervöser Hand über seinen graublauen buschigen Schnurrbart fuhr.

Dieser Bart war offenbar parfümiert, man war fast versucht, sich zu nähern und zu riechen. Als sich alle gesetzt hatten und ein kleines einleitendes Gespräch begann, bemerkte K. mit großem Unbehagen, daß er den Italiener nur bruchstückweise verstand. Wenn er » ganz ruhig sprach, verstand er ihn fast vollständig, das waren aber nur seltene Ausnahmen, meistens quoll förmlich ihm die Rede aus dem Mund, er schüttelte den Kopf wie vor Lust darüber. Bei solchen Reden aber verwickelte er sich regelmäßig in irgendeinen Dialekt, der für K. nichts Italienisches mehr hatte, den aber der Direktor nicht nur verstand sondern auch sprach, was K. allerdings hätte voraussehn können, denn der Italiener stammte aus Süditalien, wo auch der Direktor einige Jahre gewesen war. Jedenfalls erkannte K. daß ihm die Möglichkeit sich mit dem Italiener zu verständigen, zum größten Teil genommen war, denn auch dessen Französisch war nur schwer verständlich, auch verdeckte der Bart die Lippenbewegungen, deren Anblick vielleicht zum Verständnis geholfen hätte. K. begann viele Unannehmlichkeiten vorauszusehn, vorläufig gab er es auf, den Italiener verstehen zu wollen - in der Gegenwart des Direktors, der ihn so leicht verstand, wäre es unnötige

[274]

Anstrengung gewesen - und er beschränkte sich darauf, ihn verdrießlich zu beobachten, wie er tief und doch leicht in dem Fauteuil ruhte, wie er öfters an seinem kurzen, scharf geschnittenen Röckchen zupfte und wie er einmal mit erhobenen Armen und lose in den Gelenken bewegten Händen irgendetwas darzustellen versuchte das K. nicht begreifen konnte, trotzdem er vorgebeugt die Hände nicht aus den Augen ließ. Schließlich machte sich bei K., der sonst unbeschäftigt nur mechanisch mit den Blicken dem Hin und Her der Reden

folgte, die frühere Müdigkeit geltend und er ertappte sich einmal zu seinem Schrecken, glücklicherweise noch rechtzeitig, darauf, daß er in der Zerstretheit gerade hatte aufstehen, sich umdrehn und weggehn wollen. Endlich sah der Italiener auf die Uhr und sprang auf. 1 Nachdem er sich vom Direktor verabschiedet hatte, drängte er sich an K. und zwar so dicht, daß K. sein Fauteuil zurückschieben mußte, um sich bewegen zu können. Der Direktor, der gewiß an K.'s Augen die Not erkannte, in der er sich gegenüber diesem Italienisch^{2t} befand, mischte sich in das Gespräch und zwar so klug und so zart, daß es den Anschein hatte als füge er nur kleine Ratschläge bei, während er in Wirklichkeit alles was der Italiener, unermüdlich ihm in die Rede fallend vorbrachte, in aller Kürze K. verständlich machte. K. 25 erfuhr von ihm, daß der Italiener vorläufig noch einige Geschäfte zu besorgen habe, daß er leider auch im Ganzen nur wenig Zeit haben werde, daß er auch keinesfalls beabsichtige in Eile alle Sehenswürdigkeiten abzulaufen, daß er sich vielmehr - allerdings nur wenn K. zustimme, bei ihm allein liege die Entscheidung - entschlossen habe nur den Dom, diesen aber gründlich zu besichtigen. Er freue sich ungemein diese Besichtigung in Begleitung eines so gelehrten und liebenswürdigen Mannes - damit war K. gemeint, der mit nichts anderem beschäftigt war, als den Italiener zu überhören und die "Worte des Direktors schnell aufzufassen - vornehmen zu können und er bitte ihn, wenn ihm die Stunde gelegen sei, in zwei Stunden etwa um zehn Uhr sich im Dom einzufinden. Er selbst hoffe um diese Zeit schon bestimmt dort sein zu können. K. antwortete einiges Entsprechende, der Italiener drückte zuerst dem Direktor, dann K., dann nochmals dem Direktor die Hand und gieng von beiden gefolgt, nur noch halb ihnen zugewendet, im Reden aber noch immer nicht aussetzend, zur Tür. K. blieb dann noch ein Weilchen mit dem Direktor beisammen, der heute besonders leidend aussah. Er glaubte sich bei K. irgendwie entschuldigen zu müssen und sagte - sie standen vertraulich nahe beisammen - zuerst hätte er beabsichtigt, selbst mit dem Italiener zu gehn, dann aber - er gab keinen nähern Grund an - habe er sich entschlossen, lieber K. zu schicken. Wenn er den Italiener nicht gleich im Anfang verstehe, so müsse er sich dadurch nicht verblüffen lassen, das Ver-

[276]

ständnis komme sehr rasch und wenn er auch viel überhaupt nicht verstehen sollte, so sei es auch nicht so schlimm, denn für den Italiener sei es nicht gar so wichtig verstanden zu werden. Übrigens sei K.'s Italienisch überraschend gut und er werde sich gewiß ausgezeichnet mit der Sache abfinden. Damit war K. verabschiedet. Die Zeit, die ihm noch freiblieb verbrachte er damit seltene Vokabeln, die er zur Führung im Dom benötigte, aus dem Wörterbuch herauszuschreiben. Es war eine äußerst lästige Arbeit, Diener brachten die Post, Beamte kamen mit verschiedenen Anfragen und blieben, da sie K. beschäftigt sahen, bei der Tür stehn, rührten sich aber nicht weg, bis sie K. angehört hatte, der Direktor-Stellvertreter ließ es sich nicht entgehn K. zu stören, kam öfters herein, nahm ihm das Wörterbuch aus der Hand und blätterte offenbar ganz sinnlos darin, selbst Parteien tauchten wenn sich die Türe öffnete im Halbdunkel des Vorzimmers auf und verbeugten sich zögernd, sie wollten auf sich aufmerksam machen, waren aber dessen nicht sicher ob sie gesehen wurden - das alles bewegte sich um K. als um seinen Mittelpunkt, während er selbst die Wörter die er brauchte, zusammenstellte, dann im Wörterbuch suchte, dann ausschrieb, dann sich in ihrer Aussprache übte und schließlich auswendig zu lernen versuchte. Sein früheres gutes : Gedächtnis schien ihn aber ganz verlassen zu haben, manchmal wurde er auf den Italiener, der ihm diese Anstrengung verursachte, so wütend, daß er das Wörterbuch unter Papieren vergrub mit der festen Absicht sich nicht mehr vorzubereiten, dann aber sah er ein, daß er doch nicht stumm mit dem Italiener vor den Kunstwerken im Dom auf und abgehn könne und er zog mit noch größerer Wut das Wörterbuch wieder hervor. Gerade um halb zehn als er weggehn wollte, erfolgte ein telephonischer Anruf, Leni wünschte ihm guten Morgen und fragte nach seinem Befinden, K. dankte eilig und bemerkte er könne

sich jetzt unmöglich in ein Gespräch einlassen, denn er müsse in den Dom. „In den Dom?“ fragte Leni. „Nun ja, in den Dom.“ „Warum denn in den Dom?“ fragte Leni. K. suchte es ihr in Kürze zu erklären, aber kaum hatte er damit angefangen, sagte Leni plötzlich: „Sie hetzen Dich.“ Bedauern, das er nicht herausgefordert und nicht erwartet hatte, vertrat K. nicht, er verabschiedete sich mit zwei Worten, sagte aber doch, während er den Hörer an seinen Platz hängte, halb zu sich, halb zu dem fernen Mädchen, das er nicht mehr hörte: „Ja, sie hetzen mich.“

Nun war es aber schon spät, es bestand schon fast die Gefahr, daß er nicht rechtzeitig ankam. Im Automobil fuhr er hin, im letzten Augenblick hatte er sich noch an das Album erinnert, das er früh zu übergeben keine Gelegenheit gefunden hatte und das er deshalb jetzt mitnahm. Er hielt es auf seinen Knien und trommelte darauf unruhig während der ganzen Fahrt. Der Regen

[278]

war schwächer geworden, aber es war feucht, kühl und dunkel, man würde im Dom wenig sehn, wohl aber würde sich dort infolge des langen Stehns auf den kalten Fliesen K.'s Verkühlung sehr verschlimmern.

Der Domplatz war ganz leer, K. erinnerte sich, daß es ihm schon als kleinem Kind aufgefallen war, daß in den Häusern dieses engen Platzes immer fast alle Fenstervorhänge herabgelassen waren. Bei dem heutigen Wetter war es allerdings verständlicher als sonst. Auch im Dom schien es leer zu sein, es fiel natürlich niemandem ein, jetzt hierherzukommen. K. durchlief beide Seitenschiffe, er traf nur ein altes Weib, das eingehüllt in ein warmes Tuch vor einem Marienbild kniete und es anblickte. Von weitem sah er dann noch einen hinkenden Diener in einer Mauertür verschwinden. K. war pünktlich gekommen, gerade bei seinem Eintritt hatte es elf geschlagen, der Italiener war aber noch nicht hier. K. gieng zum Haupteingang zurück, stand dort eine Zeitlang unentschlossen und machte dann im Regen einen Rundgang um den Dom, um nachzusehn, ob der Italiener nicht vielleicht bei irgendeinem Seiteneingang warte. Er war nirgends zu finden. Sollte der Direktor etwa die Zeitangabe mißverstanden haben? Wie konnte man auch diesen Menschen richtig verstehn. Wie es aber auch sein mochte, jedenfalls mußte K. zumindest eine halbe Stunde auf ihn warten. Da er müde war, wollte er sich setzen, er gieng wieder in den Dom, fand auf einer Stufe

[279]

einen kleinen teppichartigen Fetzen, zog ihn mit der Fußspitze vor eine nahe Bank, wickelte sich fester in seinen Mantel, schlug den Kragen in die Höhe und setzte sich. Um sich zu zerstreuen schlug er das Album auf, blätterte darin ein wenig, mußte aber bald aufhören, denn es wurde so dunkel, daß er, als er aufblickte, in dem nahen Seitenschiff kaum eine Einzelheit unterscheiden konnte.

In der Ferne funkelte auf dem Hauptaltar ein großes Dreieck von Kerzenlichtern, K. hätte nicht mit Bestimmtheit sagen können, ob er sie schon früher gesehen hatte. Vielleicht waren sie erst jetzt angezündet worden. Die Kirchendiener sind berufsmäßige Schleicher, man bemerkt sie nicht. Als sich K. zufällig umdrehte, sah er nicht weit hinter sich eine hohe starke an einer Säule befestigte Kerze gleichfalls brennen. So schön das war, zur Beleuchtung der Altarbilder, die meistens in der Finsternis der Seitenaltäre hiengen, war das gänzlich unzureichend, es vermehrte vielmehr die Finsternis. Es war vom Italiener ebenso vernünftig als unhöflich gehandelt, daß er nicht gekommen war, es wäre nichts zu sehn gewesen, man hätte sich damit begnügen müssen mit K.'s elektrischer Taschenlampe einige Bilder zollweise abzusuchen. Um zu versuchen, was man davon erwarten könnte, gieng K. zu einer nahen kleinen Seitenkapelle, stieg paar Stufen bis zu einer niedrigen Marmorbrüstung und über sie vorgebeugt beleuchtete er mit der

[280]

Lampe das Altarbild. Störend schwebte das ewige Licht davor. Das erste was K. sah und zum Teil erriet, war ein großer gepanzerter Ritter, der am äußersten Rande des Bildes dargestellt war. Er stützte sich auf sein Schwert, das er in den kahlen Boden vor sich - nur einige Grashalme kamen hie und da hervor - gestoßen hatte. Er schien aufmerksam einen Vorgang zu beobachten, der sich vor ihm abspielte. Es war erstaunlich, daß er so stehen blieb und sich nicht näherte. Vielleicht war er dazu bestimmt, Wache zu stehn. K. der schon lange keine Bilder gesehen hatte, betrachtete den Ritter längere Zeit, trotzdem er immerfort mit den Augen zwinkern mußte, da er das grüne Licht der Lampe nicht vertrug. Als er dann das Licht über den übrigen Teil des Bildes streichen ließ, fand er eine Grablegung Christi in gewöhnlicher Auffassung, es war übrigens ein neueres Bild. Er steckte die Lampe ein und kehrte wieder zu seinem Platz zurück.

Es war nun schon wahrscheinlich unnötig auf den Italiener zu warten, draußen war aber gewiß strömender Regen und da es hier nicht so kalt war, wie K. erwartet hatte, beschloß er vorläufig hier zu bleiben. In seiner Nachbarschaft war die große Kanzel, auf ihrem kleinen runden Dach waren halb liegend zwei leere goldene Kreuze angebracht, die sich mit ihrer äußersten Spitze überquerten. Die Außenwand der Brüstung und ihr Übergang zur tragenden Säule war von grünem Laub-

[281]

werk gebildet in das kleine Engel griffen, bald lebhaft bald ruhend. K. trat vor die Kanzel und untersuchte sie von allen Seiten, die Bearbeitung des Steines war überaus sorgfältig, das tiefe Dunkel zwischen dem Laubwerk und hinter ihm schien wie eingefangen und festgehalten, K. legte seine Hand in eine solche Lücke und tastete dann den Stein vorsichtig ab, von dem Dasein dieser Kanzel hatte er bisher gar nicht gewußt. Da bemerkte er zufällig hinter der nächsten Bankreihe einen Kirchendiener, der dort in einem hängenden faltigen schwarzen Rock stand, in der linken Hand eine Schnupftabakdose hielt und ihn betrachtete. „Was will denn der Mann?“ dachte K. „Bin ich ihm verdächtig? Will er ein Trinkgeld?“ Als sich aber nun der Kirchendiener von K. bemerkt sah, zeigte er mit dem Rechten, zwischen zwei Fingern hielt er noch eine Prise Tabak, in irgendeiner unbestimmten Richtung. Sein Benehmen war fast unverständlich, K. wartete noch ein Weilchen, aber der Kirchendiener hörte nicht auf mit der Hand etwas zu zeigen und bekräftigte es noch durch Kopfnicken. „Was will er denn?“ fragte K. leise, er wagte es nicht hier zu rufen; dann aber zog er die Geldtasche und drängte sich durch die nächste Bank, um zu dem Mann zu kommen. Doch dieser machte sofort eine abwehrende Bewegung mit der Hand, zuckte die Schultern und hinkte davon. Mit einer ähnlichen Gangart wie es dieses eilige Hinken war, hatte K. als Kind das Reiten auf Pferden nachzuahmen ver-

[282]

sucht. „Ein kindischer Alter“, dachte K., „sein Verstand reicht nur noch zum Kirchendienst aus. Wie er stehn bleibt wenn ich stehe und wie er lauert, ob ich weitergehen will.“ Lächelnd folgte K. dem Alten durch das ganze Seitenschiff fast bis zur Höhe des Hauptaltars, der Alte hörte nicht auf, etwas zu zeigen, aber K. drehte sich absichtlich nicht um, das Zeigen hatte keinen andern Zweck als ihn von der Spur des Alten abzubringen. Schließlich ließ er wirklich von ihm, er wollte ihn nicht zu sehr ängstigen, auch wollte er die Erscheinung, für den Fall, daß der Italiener doch noch kommen sollte, nicht ganz verscheuchen.

Als er in das Hauptschiff trat, um seinen Platz zu suchen, auf dem er das Album liegengelassen hatte, bemerkte er an einer Säule fast angrenzend an die Bänke des Altarchors eine kleine Nebenzanzel, ganz einfach aus kahlem bleichem Stein. Sie war so klein, daß sie aus der Ferne wie eine noch leere Nische erschien, die für die Aufnahme einer Statue bestimmt war. Der Prediger konnte gewiß keinen vollen Schritt von der Brüstung zurücktreten. Außerdem begann die steinerne Einwölbung der Kanzel ungewöhnlich tief und

stieg zwar ohne jeden Schmuck aber derartig geschweift in die Höhe, daß ein mittelgroßer Mann dort nicht aufrecht stehn konnte, sondern sich dauernd über die Brüstung vorbeugen mußte. Das Ganze war wie zur Qual des Predigers bestimmt, es war unverständlich wozu man diese Kanzel

[283]

benötigte, da man doch die andere große und so kunstvoll geschmückte zur Verfügung hatte. K. wäre auch diese kleine Kanzel gewiß nicht aufgefallen, wenn nicht oben eine Lampe befestigt gewesen wäre, wie man sie kurz vor einer Predigt bereitzustellen pflegt. Sollte jetzt etwa eine Predigt stattfinden? In der leeren Kirche? K. sah an der Treppe hinab, die an die Säule sich anschmiegend zur Kanzel führte und so schmal war, als solle sie nicht für Menschen, sondern nur zum Schmuck der Säule dienen. Aber unten an der Kanzel, K. lächelte vor Staunen, stand wirklich der Geistliche, hielt die Hand am Geländer, bereit aufzusteigen und sah auf K. hin. Dann nickte er ganz leicht mit dem Kopf, worauf K. sich bekreuzigte und vorbeugte, was er schon früher hätte tun sollen. Der Geistliche gab sich einen kleinen Aufschwung und stieg mit kurzen, schnellen Schritten die Kanzel hinauf. Sollte wirklich eine Predigt beginnen? War vielleicht der Kirchendiener doch nicht so ganz vom Verstand verlassen und hatte K. dem Prediger zutreiben wollen, was allerdings in der leeren Kirche äußerst notwendig gewesen war. Übrigens gab es ja noch irgendwo vor einem Marienbild ein altes Weib, das auch hätte kommen sollen. Und wenn es schon eine Predigt sein sollte, warum wurde sie nicht von der Orgel eingeleitet. Aber die blieb still und blinkte nur schwach aus der Finsternis ihrer großen Höhe.

[284]

K. dachte daran, ob er sich jetzt nicht eiligst entfernen sollte, wenn er es jetzt nicht tat, war keine Aussicht, daß er es während der Predigt tun könnte, er mußte dann bleiben, solange sie dauerte, im Bureau verlor er so viel Zeit, auf den Italiener zu warten war er längst nicht mehr verpflichtet, er sah auf seine Uhr, es war elf. Aber konnte denn wirklich gepredigt werden? Konnte K. allein die Gemeinde darstellen? Wie, wenn er ein Fremder gewesen wäre, der nur die Kirche besichtigen wollte? Im Grunde war er auch nichts anderes. Es war unsinnig daran zu denken daß gepredigt werden sollte, jetzt um elf Uhr, an einem Werketag bei graulichstem Wetter. Der Geistliche - ein Geistlicher war es zweifellos, ein junger Mann mit glattem dunklem Gesicht gieng offenbar nur hinauf um die Lampe zu löschen, die irrtümlich angezündet worden war.

Es war aber nicht so, der Geistliche prüfte vielmehr das Licht und schraubte es noch ein wenig auf, dann drehte er sich langsam der Brüstung zu, die er vorn an der kantigen Einfassung mit beiden Händen erfaßte. So stand er eine Zeitlang und blickte ohne den Kopf zu rühren umher. K. war ein großes Stück zurückgewichen und lehnte mit den Elbogen an der vordersten Kirchenbank. Mit unsichern Augen sah er irgendwo, ohne den Ort genau zu bestimmen, den Kirchendiener mit krummem Rücken friedlich wie nach beendeter Aufgabe sich zusammenkauern. Was für eine Stille herrschte jetzt im

[285]

Dom! Aber K. mußte sie stören, er hatte nicht die Absicht hierzubleiben; wenn es die Pflicht des Geistlichen war zu einer bestimmten Stunde ohne Rücksicht auf die Umstände zu predigen, so mochte er es tun, es würde auch ohne K.'s Beistand gelingen, ebenso wie die Anwesenheit K.'s die Wirkung gewiß nicht steigern würde. Langsam setzte sich also K. in Gang, tastete sich auf den Fußspitzen an der Bank hin, kam dann in den breiten Hauptweg und gieng auch dort ganz ungestört, nur daß der steinerne Boden unter dem leisesten Schritt erklang und die Wölbungen schwach aber ununterbrochen, in vielfachem gesetzmäßigem Fortschreiten davon widerhallten. K. fühlte sich ein wenig verlassen, als er dort vom Geistlichen vielleicht beobachtet zwischen den leeren Bänken allein hindurchgieng, auch

schien ihm die Größe des Doms gerade an der Grenze des für Menschen noch Erträglichen zu liegen. Als er zu seinem frühern Platz kam, haschte er förmlich ohne weitem Aufenthalt nach dem dort liegen gelassenen Album und nahm es an sich. Fast hatte er schon das Gebiet der Bänke verlassen und näherte sich dem freien Raum, der zwischen ihnen und dem Ausgang lag, als er zum ersten Mal die Stimme des Geistlichen hörte. Eine mächtige geübte Stimme. Wie durchdrang sie den zu ihrer Aufnahme bereiten Dom! Es war aber nicht die Gemeinde, die der Geistliche anrief, es war ganz eindeutig und es gab keine Ausflüchte, er rief: „Josef K.!“

[286]

K. stockte und sah vor sich auf den Boden. Vorläufig war er noch frei, er konnte noch weitergehn und durch eine der drei kleinen dunklen Holztüren, die nicht weit vor ihm waren, sich davon machen. Es würde eben bedeuten, daß er nicht verstanden hatte oder daß er zwar verstanden hatte, sich aber darum nicht kümmern wollte. Falls er sich aber umdrehte, war er festgehalten, denn dann hatte er das Geständnis gemacht, daß er gut verstanden hatte, daß er wirklich der Angerufene war und daß er auch folgen wollte. Hätte der Geistliche nochmals gerufen, wäre K. gewiß fortgegangen, aber da alles still blieb, solange K. auch wartete, drehte er doch ein wenig den Kopf, denn er wollte sehn, was der Geistliche jetzt mache. Er stand ruhig auf der Kanzel wie früher, es war aber deutlich zu sehn, daß er K.'s Kopfwendung bemerkt hatte. Es wäre ein kindliches Versteckenspiel gewesen, wenn sich jetzt K. nicht vollständig umgedreht hätte. Er tat es und wurde vom Geistlichen durch ein Winken des Fingers näher gerufen. Da jetzt alles offen geschehen konnte, lief er - er tat es auch aus Neugierde und um die Angelegenheit abzukürzen - mit langen fliegenden Schritten der Kanzel entgegen. Bei den ersten Bänken machte er halt, aber dem Geistlichen schien die Entfernung noch zu groß, er streckte die Hand aus und zeigte mit dem scharf gesenkten Zeigefinger auf eine Stelle knapp vor der Kanzel. K. folgte auch darin, er mußte auf diesem Platz den Kopf

[287]

schon weit zurückbeugen um den Geistlichen noch zu sehn. „Du bist Josef K.“, sagte der Geistliche und erhob eine Hand auf der Brüstung in einer unbestimmten Bewegung. „Ja“, sagte K., er dachte daran wie offen er früher immer seinen Namen genannt hatte, seit einiger Zeit war er ihm eine Last, auch kannten jetzt seinen Namen Leute, mit denen er zum ersten Mal zusammenkam, wie schön war es sich zuerst vorzustellen und dann erst gekannt zu werden. „Du bist angeklagt“, sagte der Geistliche besonders leise. „Ja“, sagte K. „man hat mich davon verständigt.“ „Dann bist Du der, den ich suche“, sagte der Geistliche. „Ich bin der Gefängniskaplan.“ „Ach so“, sagte K. „Ich habe Dich hierherufen lassen“, sagte der Geistliche, „um mit Dir zu sprechen.“ „Ich wußte es nicht“, sagte K. „Ich bin hierhergekommen, um einem Italiener den Dom zu zeigen.“ „Laß das Nebensächliche“, sagte der Geistliche. „Was hältst Du in der Hand? Ist es ein Gebetbuch?“ „Nein“, antwortete K. „es ist ein Album der städtischen Sehenswürdigkeiten.“ „Leg es aus der Hand“, sagte der Geistliche. K. warf es so heftig weg, daß es aufklappte und mit zerdrückten Blättern ein Stück über den Boden schleifte. „Weißt Du, daß Dein Proceß schlecht steht?“ fragte der Geistliche. „Es scheint mir auch so“, sagte K. „Ich habe mir alle Mühe gegeben, bisher aber ohne Erfolg. Allerdings habe ich die Eingabe noch nicht fertig.“ „Wie stellst Du Dir das Ende vor“, fragte der Geistliche.

[288]

„Früher dachte ich es müsse gut enden“, sagte K., „jetzt zweifle ich daran manchmal selbst. Ich weiß nicht, wie es enden wird. Weißt Du es?“ „Nein“, sagte der Geistliche, „aber ich fürchte es wird schlecht enden. Man hält Dich für schuldig. Dein Proceß wird vielleicht über ein niedriges Gericht gar nicht hinauskommen. Man hält wenigstens vorläufig Deine Schuld für erwiesen.“ „Ich bin aber nicht schuldig“, sagte K. „Es ist ein Irrtum. Wie kann denn ein Mensch überhaupt schuldig sein. Wir sind hier doch alle Menschen, einer wie der andere.“

„Das ist richtig“, sagte der Geistliche, „aber so pflegen die Schuldigen zu reden.“ „Hast auch Du ein Vorurteil gegen mich?“ fragte K. „Ich habe kein Vorurteil gegen Dich“, sagte der Geistliche. „Ich danke Dir“, sagte K. „Alle ändern aber, die an dem Verfahren beteiligt sind haben ein Vorurteil gegen mich. Sie flößen es auch den Unbeteiligten ein. Meine Stellung wird immer schwieriger.“ „Du mißverstehst die Tatsachen“, sagte der Geistliche. „Das Urteil kommt nicht mit einemmal, das Verfahren geht allmählich ins Urteil über.“ „So ist es also“, sagte K. und senkte den Kopf. „Was willst Du nächstens in Deiner Sache tun?“ fragte der Geistliche. „Ich will noch Hilfe suchen“, sagte K. und hob den Kopf um zu sehn wie der Geistliche es beurteile. „Es gibt noch gewisse Möglichkeiten, die ich nicht ausgenützt habe.“ „Du suchst zuviel fremde Hilfe“, sagte der Geistliche mißbilligend, „und besonders bei Frauen. Merkst Du denn

[289]

nicht, daß es nicht die wahre Hilfe ist.“ „Manchmal und sogar oft könnte ich Dir recht geben“, sagte K., „aber nicht immer. Die Frauen haben eine große Macht. Wenn ich einige Frauen, die ich kenne, dazu bewegen könnte, gemeinschaftlich für mich zu arbeiten, müßte ich durchdringen. Besonders bei diesem Gericht, das fast nur aus Frauenjägern besteht. Zeig dem Untersuchungsrichter eine Frau aus der Ferne und er überrennt um nur rechtzeitig hinzukommen, den Gerichtstisch und den Angeklagten.“ Der Geistliche neigte den Kopf zur Brüstung, jetzt erst schien die Überdachung der Kanzel ihn niederzudrücken. Was für ein Unwetter mochte draußen sein? Das war kein trüber Tag mehr, das war schon tiefe Nacht. Keine Glasmalerei der großen Fenster war imstande, die dunkle Wand auch nur mit einem Schimmer zu unterbrechen. Und gerade jetzt begann der Kirchendiener die Kerzen auf dem Hauptaltar eine nach der andern auszulöschen. „Bist Du mir böse“, fragte K. den Geistlichen. „Du weißt vielleicht nicht, was für einem Gericht Du dienst.“ Er bekam keine Antwort. „Es sind doch nur meine Erfahrungen“, sagte K. Oben blieb es noch immer still. „Ich wollte Dich nicht beleidigen“, sagte K. Da schrie der Geistliche zu K. hinunter: „Siehst Du denn nicht zwei Schritte weit?“ Es war im Zorn geschrien, aber gleichzeitig wie von einem, der jemanden fallen sieht und weil er selbst erschrocken ist, unvorsichtig, ohne Willen schreit.

[290]

Nun schwiegen beide lange. Gewiß konnte der Geistliche in dem Dunkel das unten herrschte, K. nicht genau erkennen, während K. den Geistlichen im Licht der kleinen Lampe deutlich sah. Warum kam der Geistliche nicht herunter? Eine Predigt hatte er ja nicht gehalten, sondern K. nur einige Mitteilungen gemacht, die ihm, wenn er sie genau beachten würde, wahrscheinlich mehr schaden als nützen würden. Wohl aber schien K. die gute Absicht des Geistlichen zweifellos zu sein, es war nicht unmöglich, daß er sich mit ihm, wenn er herunterkäme, einigen würde, es war nicht unmöglich, daß er von ihm einen entscheidenden und annehmbaren Rat bekäme, der ihm z. B. zeigen würde, nicht etwa wie der Proceß zu beeinflussen war, sondern wie man aus dem Proceß ausbrechen, wie man ihn umgehen, wie man außerhalb des Processes leben könnte. Diese Möglichkeit mußte bestehn, K. hatte in der letzten Zeit öfters an sie gedacht. Wußte aber der Geistliche eine solche Möglichkeit, würde er sie vielleicht, wenn man ihn darum bat, verraten, trotzdem er selbst zum Gericht gehörte und trotzdem er, als K. das Gericht angegriffen hatte, sein sanftes Wesen unterdrückt und K. sogar angeschrien hatte.

„Willst Du nicht hinunterkommen?“ sagte K. „Es ist doch keine Predigt zu halten. Komm zu mir hinunter.“ „Jetzt kann ich schon kommen“, sagte der Geistliche, er bereute vielleicht sein Schreien. Während er die Lampe von ihrem Haken löste, sagte er: „Ich mußte zuerst aus

[291]

der Entfernung mit Dir sprechen. Ich lasse mich sonst zu leicht beeinflussen und vergesse meinen Dienst.“

K. erwartete ihn unten an der Treppe. Der Geistliche streckte ihm schon von einer obern Stufe im Hinuntergehn die Hand entgegen. „Hast Du ein wenig Zeit für mich?“ fragte K. „Soviel Zeit als Du brauchst“, sagte der Geistliche und reichte K. die kleine Lampe damit er sie trage. Auch in der Nähe verlor sich eine gewisse Feierlichkeit aus seinem Wesen nicht. „Du bist sehr freundlich zu mir“, sagte K. Sie giengen nebeneinander im dunklen Seitenschiff auf und ab. „Du bist eine Ausnahme unter allen, die zum Gericht gehören. Ich habe mehr Vertrauen zu Dir, als zu irgend; jemanden von ihnen, soviele ich schon kenne. Mit Dir kann ich offen reden.“ „Täusche Dich nicht“, sagte der Geistliche. „Worin sollte ich mich denn täuschen?“ fragte K. „In dem Gericht täuschst Du Dich“, sagte der Geistliche, „in den einleitenden Schriften zum Gesetz heißt es von dieser Täuschung: Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz. Aber der Türhüter sagt, daß er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne. Der Mann überlegt und fragt dann, ob er also später werde eintreten dürfen. ‚Es ist möglich‘, sagt der Türhüter, ‚jetzt aber nicht.‘ Da das Tor zum Gesetz offensteht wie immer und der Türhüter beiseite tritt, bückt sich der Mann, um durch das Tor in das Innere zu sehn. Als der Türhüter

[292]

das merkt, lacht er und sagt: ‚Wenn es Dich so lockt, versuche es doch trotz meines Verbotes hineinzugehn. Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter. Von Saal zu Saal stehn aber Türhüter einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr ertragen.‘ Solche Schwierigkeiten hat der Mann vom Lande nicht erwartet, das Gesetz soll doch jedem und immer zugänglich sein denkt er, aber als er jetzt den Türhüter in seinem Pelzmantel genauer ansieht, seine große Spitznase, den langen dünnen schwarzen tartarischen Bart, entschließt er sich doch lieber zu warten bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt. Der Türhüter gibt ihm einen Schemel und läßt ihn seitwärts von der Tür sich niedersetzen. Dort sitzt er Tage und Jahre. Er macht viele Versuche eingelassen zu werden und ermüdet den Türhüter durch seine Bitten. Der Türhüter stellt öfters kleine Verhöre mit ihm an, fragt ihn über seine Heimat aus und nach vielem andern, es sind aber teilnahmslose Fragen wie sie große Herren stellen und zum Schlüsse sagt er ihm immer wieder, daß er ihn noch nicht einlassen könne. Der Mann, der sich für seine Reise mit vielem ausgerüstet hat, verwendet alles und sei es noch so wertvoll um den Türhüter zu bestechen. Dieser nimmt zwar alles an, aber sagt dabei: ‚Ich nehme es nur an, damit Du nicht glaubst, etwas versäumt zu haben.‘ Während der vielen Jahre beobachtet der Mann den Türhüter fast ununter-

[293]

brochen. Er vergißt die andern Türhüter und dieser erste scheint ihm das einzige Hindernis für den Eintritt in das Gesetz. Er verflucht den unglücklichen Zufall, in den ersten Jahren laut, später als er alt wird brummt er nur noch vor sich hin. Er wird kindisch und da er in dem jahrelangen Studium des Türhüters auch die Flöhe in seinem Pelzkragen erkannt hat, bittet er auch die Flöhe ihm zu helfen und den Türhüter umzustimmen. Schließlich wird sein Augenlicht schwach und er weiß nicht ob es um ihn wirklich dunkler wird oder ob ihn nur seine Augen täuschen. Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht. Nun lebt er nicht mehr lange. Vor seinem Tode sammeln sich in seinem Kopfe alle Erfahrungen der ganzen Zeit zu einer Frage die er bisher an den Türhüter noch nicht gestellt hat. Er winkt ihm zu, da er seinen erstarrenden Körper nicht mehr aufrichten kann. Der Türhüter muß sich tief zu ihm hinunterneigen, denn die Größenunterschiede haben sich sehr zuungunsten des Mannes verändert. ‚Was willst Du denn jetzt noch wissen‘, fragt der Türhüter, ‚Du bist unersättlich.‘ ‚Alle streben doch nach dem Gesetz‘, sagt der Mann, ‚wie so kommt es, daß in den vielen Jahren niemand außer mir Einlaß verlangt hat.‘ Der Türhüter erkennt, daß der Mann schon am Ende ist und um sein

vergehendes Gehör noch zu erreichen brüllt er ihn an: „Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang

[294]

war nur für Dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“

„Der Türhüter hat also den Mann getäuscht“, sagte K. sofort, von der Geschichte sehr stark angezogen. „Sei nicht übereilt“, sagte der Geistliche, „übernimm nicht die fremde Meinung ungeprüft. Ich habe Dir die Geschichte im Wortlaut der Schrift erzählt. Von Täuschung steht darin nichts.“ „Es ist aber klar“, sagte K., „und Deine erste Deutung war ganz richtig. Der Türhüter hat die erlösende Mitteilung erst dann gemacht, als sie dem Manne nichts mehr helfen konnte.“ „Er wurde nicht früher gefragt“, sagte der Geistliche, „bedenke auch daß er nur Türhüter war und als solcher hat er seine Pflicht erfüllt.“ „Warum glaubst Du daß er seine Pflicht erfüllt hat?“ fragte K., „er hat sie nicht erfüllt. Seine Pflicht war es vielleicht alle Fremden abzuwehren, diesen Mann aber, für den der Eingang bestimmt war, hätte er einlassen müssen.“ „Du hast nicht genug Achtung vor der Schrift und veränderst die Geschichte“, sagte der Geistliche. „Die Geschichte enthält über den Einlaß ins Gesetz zwei wichtige Erklärungen des Türhüters, eine am Anfang, eine am Ende. Die eine Stelle lautet: ‚daß er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne‘ und die andere: ‚dieser Eingang war nur für Dich bestimmt.‘ Bestände zwischen diesen Erklärungen ein Widerspruch dann hättest Du recht und der Türhüter hätte den Mann getäuscht. Nun besteht aber kein Widerspruch. Im Gegen-

[295]

teil die erste Erklärung deutet sogar auf die zweite hin. Man könnte fast sagen der Türhüter gieng über seine Pflicht hinaus, indem er dem Mann eine zukünftige Möglichkeit des Einlasses in Aussicht stellte. Zu jener Zeit scheint es nur seine Pflicht gewesen zu sein, den Mann abzuweisen. Und tatsächlich wundern sich viele Erklärer der Schrift darüber, daß der Türhüter jene Andeutung überhaupt gemacht hat, denn er scheint die Genauigkeit zu lieben und wacht streng über sein Amt. Durch viele Jahre verläßt er seinen Posten nicht und schließt das Tor erst ganz zuletzt, er ist sich der Wichtigkeit seines Dienstes sehr bewußt, denn er sagt ‚ich bin mächtig‘, er hat Ehrfurcht vor den Vorgesetzten, denn er sagt ‚ich bin nur der unterste Türhüter‘, er ist wo es um Pflichterfüllung geht weder zu rühren noch zu erbittern, denn es heißt von dem Mann ‚er ermüdet den Türhüter durch seine Bitten‘, er ist nicht geschwätzig, denn während der vielen Jahre stellt er nur wie es heißt teilnahmslose Fragen‘, er ist nicht bestechlich, denn er sagt über ein Geschenk ‚ich nehme es nur an, damit Du nicht glaubst etwas versäumt zu haben‘, schließlich deutet auch sein Äußeres auf einen pedantischen Charakter hin, die große Spitznase und der lange dünne schwarze tartarische Bart. Kann es einen pflichttreueren Türhüter geben? Nun mischen sich aber in den Türhüter noch andere Wesenszüge ein, die für den, der Einlaß verlangt, sehr günstig sind und welche es immerhin begreiflich

[296]

machen, daß er in jener Andeutung einer zukünftigen Möglichkeit über seine Pflicht etwas hinausgehn konnte. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß er ein wenig einfältig und im Zusammenhang damit ein wenig eingebildet ist. Wenn auch seine Äußerungen über seine Macht und über die Macht der andern Türhüter und über deren sogar für ihn unerträglichen Anblick - ich sage wenn auch alle diese Äußerungen an sich richtig sein mögen, so zeigt doch die Art wie er diese Äußerungen vorbringt, daß seine Auffassung durch Einfalt und Überhebung getrübt ist. Die Erklärer sagen hiezu: Richtiges Auffassen einer Sache und Mißverstehn der gleichen Sache schließen einander nicht vollständig aus. Jedenfalls aber muß man annehmen, daß jene Einfalt und Überhebung, so geringfügig sie sich vielleicht auch äußern, doch die Bewachung des Einganges schwächen, es sind Lücken im Charakter des Türhüters. Hiezu kommt noch daß der Türhüter seiner Naturanlage nach freundlich zu sein scheint, er ist durchaus nicht immer Amtsperson. Gleich in den ersten Augenblicken macht er

den Spaß, daß er den Mann trotz des ausdrücklich aufrecht erhaltenen Verbotes zum Eintritt einladet, dann schickt er ihn nicht etwa fort, sondern gibt ihm wie es heißt einen Schemel und läßt ihn seitwärts von der Tür sich niedersetzen. Die Geduld mit der er durch alle die Jahre die Bitten des Mannes erträgt, die kleinen Verhöre, die Annahme der Geschenke, die Vornehmheit, mit der

[297]

er es zuläßt, daß der Mann neben ihm laut den unglücklichen Zufall verflucht, der den Türhüter hier aufgestellt hat - alles dieses läßt auf Regungen des Mitleids schließen. Nicht jeder Türhüter hätte so gehandelt. Und schließlich beugt er sich noch auf einen Wink hin tief zu dem Mann hinab, um ihm Gelegenheit zur letzten Frage zu geben. Nur eine schwache Ungeduld - der Türhüter weiß ja daß alles zuende ist - spricht sich in den Worten aus: ‚Du bist unersättlich‘. Manche gehn sogar in dieser Art der Erklärung noch weiter und meinen, die Worte ‚Du bist unersättlich‘ drücken eine Art freundschaftlicher Bewunderung aus, die allerdings von Herablassung nicht frei ist. Jedenfalls schließt sich so die Gestalt des Türhüters anders ab, als Du es glaubst.“ „Du kennst die Geschichte genauer als ich und längere Zeit“, sagte K. Sie schwiegen ein Weilchen. Dann sagte K.: „Du glaubst also der Mann wurde nicht getäuscht?“ „Mißverstehe mich nicht“, sagte der Geistliche, „ich zeige Dir nur die Meinungen, die darüber bestehn. Du mußt nicht zuviel auf Meinungen achten. Die Schrift ist unveränderlich und die Meinungen sind oft nur ein Ausdruck der Verzweiflung darüber. In diesem Falle gibt es sogar eine Meinung nach welcher gerade der Türhüter der Getäuschte ist.“ „Das ist eine weitgehende Meinung“, sagte K. „Wie wird sie begründet?“ „Die Begründung“, antwortete der Geistliche, „geht von der Einfalt des Türhüters aus. Man sagt, daß er das Innere des Gesetzes nicht

[298]

kennt, sondern nur den Weg, den er vor dem Eingang immer wieder abgehn muß. Die Vorstellungen die er von dem Innern hat werden für kindlich gehalten und man nimmt an, daß er das wovor er dem Manne Furcht machen will, selbst fürchtet. Ja er fürchtet es mehr als der Mann, denn dieser will ja nichts anderes als eintreten, selbst als er von den schrecklichen Türhütern des Innern gehört hat, der Türhüter dagegen will nicht eintreten, wenigstens erfährt man nichts darüber. Andere sagen zwar, daß er bereits im Innern gewesen sein muß, denn er ist doch einmal in den Dienst des Gesetzes aufgenommen worden und das könne nur im Innern geschehen sein. Darauf ist zu antworten, daß er wohl auch durch einen Ruf aus dem Innern zum Türhüter bestellt worden sein könne und daß er zumindest tief im Innern nicht gewesen sein dürfte, da er doch schon den Anblick des dritten Türhüters nicht mehr ertragen kann. Außerdem aber wird auch nicht berichtet, daß er während der vielen Jahre außer der Bemerkung über die Türhüter irgendetwas von dem Innern erzählt hätte. Es könnte ihm verboten sein, aber auch vom Verbot hat er nichts erzählt. Aus alledem schließt man, daß er über das Aussehn und die Bedeutung des Innern nichts weiß und sich darüber in Täuschung befindet. Aber auch über den Mann vom Lande soll er sich in Täuschung befinden, denn er ist diesem Mann untergeordnet und weiß es nicht. Daß er den Mann als einen Untergeordneten

[299]

behandelt, erkennt man an vielem, das Dir noch erinnerlich sein dürfte. Daß er ihm aber tatsächlich untergeordnet ist, soll nach dieser Meinung ebenso deutlich hervorgehn. Vor allem ist der Freie dem Gebundenen übergeordnet. Nun ist der Mann tatsächlich frei, er kann hingehn wohin er will, nur der Eingang in das Gesetz ist ihm verboten und überdies nur von einem Einzelnen, vom Türhüter. Wenn er sich auf den Schemel seitwärts vom Tor niedersetzt und dort sein Leben lang bleibt, so geschieht dies freiwillig, die Geschichte erzählt von keinem Zwang. Der Türhüter dagegen ist durch sein Amt an seinen Posten gebunden, er darf sich nicht auswärts entfernen, allem Anschein nach aber auch nicht in das Innere gehn, selbst wenn er es wollte. Außerdem ist er zwar im Dienst des Gesetzes, dient aber nur für diesen

Eingang, also auch nur für diesen Mann für den dieser Eingang allein bestimmt ist. Auch aus diesem Grunde ist er ihm untergeordnet. Es ist anzunehmen, daß er durch viele Jahre, durch ein ganzes Mannesalter gewissermaßen nur leeren Dienst geleistet hat, denn es wird gesagt, daß ein Mann kommt, also jemand im Mannesalter, daß also der Türhüter lange warten mußte ehe sich sein Zweck erfüllte und zwar solange warten mußte, als es dem Mann beliebte, der doch freiwillig kam. Aber auch das Ende des Dienstes wird durch das Lebensende des Mannes bestimmt, bis zum Ende also bleibt er ihm untergeordnet. Und immer wieder wird betont, daß von

[300]

allem der Türhüter nichts zu wissen scheint. Daran wird aber nichts auffälliges gesehen, denn nach dieser Meinung befindet sich der Türhüter noch in einer viel schwerern Täuschung, sie betrifft seinen Dienst. Zuletzt spricht er nämlich vom Eingang und sagt ‚Ich gehe jetzt und schließe ihn‘, aber am Anfang heißt es, daß das Tor zum Gesetz offensteht wie immer, steht es aber immer offen, immer d. h. unabhängig von der Lebensdauer des Mannes für den es bestimmt ist, dann wird es auch der Türhüter nicht schließen können. Darüber gehen die Meinungen auseinander, ob der Türhüter mit der Ankündigung daß er das Tor schließen wird, nur eine Antwort geben oder seine Dienstpflicht betonen oder den Mann noch im letzten Augenblick in Reue und Trauer setzen will. Darin aber sind viele einig, daß er das Tor nicht wird schließen können. Sie glauben sogar, daß er wenigstens am Ende auch in seinem Wissen dem Manne untergeordnet ist, denn dieser sieht den Glanz der aus dem Eingang des Gesetzes bricht, während der Türhüter als solcher wohl mit dem Rücken zum Eingang steht und auch durch keine Äußerung zeigt, daß er eine Veränderung bemerkt hätte.“ „Das ist gut begründet“, sagte K., der einzelne Stellen aus der Erklärung des Geistlichen halblaut für sich wiederholt hatte. „Es ist gut begründet und ich glaube nun auch daß der Türhüter getäuscht ist. Dadurch bin ich aber von meiner frühern Meinung nicht abgekommen, denn beide decken sich

[301]

teilweise. Es ist unentscheidend, ob der Türhüter klar sieht oder getäuscht wird. Ich sagte, der Mann wird getäuscht. Wenn der Türhüter klar sieht, könnte man daran zweifeln, wenn der Türhüter aber getäuscht ist, dann muß sich seine Täuschung notwendig auf den Mann übertragen. Der Türhüter ist dann zwar kein Betrüger, aber so einfältig, daß er sofort aus dem Dienst gejagt werden müßte. Du mußt doch bedenken, daß die Täuschung in der sich der Türhüter befindet ihm nichts schadet, dem Mann aber tausendfach.“ „Hier stößt Du auf eine Gegenmeinung“, sagte der Geistliche. „Manche sagen nämlich, daß die Geschichte niemandem ein Recht gibt über den Türhüter zu urteilen. Wie er uns auch erscheinen mag, so ist er doch ein Diener des Gesetzes, also zum Gesetz gehörig, also dem menschlichen Urteil entrückt. Man darf dann auch nicht glauben, daß der Türhüter dem Manne untergeordnet ist. Durch seinen Dienst auch nur an den Eingang des Gesetzes gebunden zu sein ist unvergleichlich mehr als frei in der Welt zu leben. Der Mann kommt erst zum Gesetz, der Türhüter ist schon dort. Er ist vom Gesetz zum Dienst bestellt, an seiner Würdigkeit zu zweifeln, hieße am Gesetze zweifeln.“ „Mit dieser Meinung stimme ich nicht überein“, sagte K. kopfschüttelnd, „denn wenn man sich ihr anschließt, muß man alles was der Türhüter sagt für wahr halten. Daß das aber nicht möglich ist, hast Du ja selbst ausführlich begründet.“ „Nein“, sagte der Geistliche,

[302]

„man muß nicht alles für wahr halten, man muß es nur für notwendig halten.“ „Trübselige Meinung“, sagte K. „Die Lüge wird zur Weltordnung gemacht.“

K. sagte das abschließend, aber sein Endurteil war es nicht. Er war zu müde, um alle Folgerungen der Geschichte übersehen zu können, es waren auch ungewohnte Gedankengänge in die sie ihn führte, unwirkliche Dinge, besser geeignet zur Besprechung für die Gesellschaft der Gerichtsbeamten als für ihn. Die einfache Geschichte war unförmlich geworden, er wollte

sie von sich abschütteln und der Geistliche, der jetzt ein großes Zartgefühl bewies, duldete es und nahm K.'s Bemerkung schweigend auf, trotzdem sie mit seiner eigenen Meinung gewiß nicht übereinstimmte.

Sie giengen eine Zeitlang schweigend weiter, K. hielt sich eng neben dem Geistlichen ohne in der Finsternis zu wissen, wo er sich befand. Die Lampe in seiner Hand war längst erloschen. Einmal blinkte gerade vor ihm das silberne Standbild eines Heiligen nur mit dem Schein des Silbers und spielte gleich wieder ins Dunkel über. Um nicht vollständig auf den Geistlichen angewiesen zu bleiben, fragte ihn K.: „Sind wir jetzt nicht in der Nähe des Haupteinganges?“ „Nein“, sagte der Geistliche, „wir sind weit von ihm entfernt. Willst Du schon fortgehn?“ Trotzdem K. gerade jetzt nicht daran gedacht hatte, sagte er sofort: „Gewiß, ich muß fortgehn. Ich bin Prokurist einer Bank, man wartet auf mich, ich bin nur

[303]

hergekommen, um einem ausländischen Geschäftsfreund den Dom zu zeigen.“ „Nun“, sagte der Geistliche und reichte K. die Hand, „dann geh.“ „Ich kann mich aber im Dunkel allein nicht zurechtfinden“, sagte K. „Geh links zur Wand“, sagte der Geistliche, „dann weiter die Wand entlang ohne sie zu verlassen und Du wirst einen Ausgang finden.“ Der Geistliche hatte sich erst paar Schritte entfernt aber K. rief schon sehr laut: „Bitte, warte noch.“ „Ich warte“, sagte der Geistliche. „Willst Du nicht noch etwas von mir?“ fragte K. „Nein“, sagte der Geistliche. „Du warst früher so freundlich zu mir“, sagte K., „und hast mir alles erklärt, jetzt aber entläßt Du mich, als läge Dir nichts an mir.“ „Du mußt doch fortgehn“, sagte der Geistliche. „Nun ja“, sagte K., „sieh das doch ein.“ „Sieh Du zuerst ein, wer ich bin“, sagte der Geistliche. „Du bist der Gefängniskaplan“, sagte K. und gieng näher zum Geistlichen hin, seine sofortige Rückkehr in die Bank war nicht so notwendig wie er sie dargestellt hatte, er konnte recht gut noch hier bleiben. „Ich gehöre also zum Gericht“, sagte der Geistliche. „Warum sollte ich also etwas von Dir wollen. Das Gericht will nichts von Dir. Es nimmt Dich auf wenn Du kommst und es entläßt Dich wenn Du gehst.“

[304]

KAFKA, Franz. Im Dom. In: Der Proceß. Herausgegeben von Malcolm Pasley. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 2002. ISBN 3-596-15700-5. S. 270-304

Vor dem Gesetz¹

Von Aage A. Hansen-Löve

I. K.s Türhüter-Parabel gehört gewiß zu den meistinterpretierten unseres Jahrhunderts, vielleicht ist sie die Parabel, das Gleichnis dieses Jahrhunderts — vergleichbar in ihrer Allverwendbarkeit nur mit H. C. Andersens Märchen »Des Kaisers neue Kleider« - dem Gleichnis des 19. Jahrhunderts. „Während es damals um eine im wörtlichen Sinne vorgeführte Apokalypse (oder war es ein *strip tease*) der Repräsentation und ihrer Machthaber (also der Zeichen-Träger) ging, fängt sich in K.s Parabol-Spiegel das imaginäre Sinn-Bild des tautologischen Macht-Prozesses selbst - sei es als unendlich sich fortspiegelndes Haus im Haus (der Justizpalast im Dom, die Legende im Roman, der Text im Text), sei es als nacktes Gleichnis seiner selbst, als Meta- und Megagleichnis für jegliche Sinnproduktion, wie sie K.s »Gleichnis von den Gleichnissen« parodiert. Wie jede Parabel provoziert jene K.s beim Leser den Eindruck: das kenne ich doch, diese Geschichte habe ich schon einmal gehört. Vielleicht

auch so: Dieser Text ist so gebaut, daß der Eindruck entstehen muß, ihm schon einmal begegnet zu sein. Wir erkennen den Text unwillkürlich wieder, die dazugehörige Melodie aber fehlt noch. Die muß wohl jeder selbst beisteuern.

Gleichzeitig kennen wir den Text nicht und wenn wir ihn nicht ganz genau betrachten - also ernst nehmen -, entgehen wir auch nicht wirklich seiner Bedrohung. K.s Parabel ist eine Falle, genauer: eine Interpretationsfalle - bestehend aus Wörtern und Sätzen, Argumenten und Kalkülen. Indem wir sie interpretieren, befinden wir uns schon im Räderwerk ihres unerbittlichen Mechanismus, im parabolischen

1 Der Beitrag erschien erstmals in *Akzente* 39 (1992) H. 4, S. 375-383; er wurde für den vorliegenden Wiederabdruck vom Autor durchgesehen.

147

sehen Brennpunkt einer paradoxalen Logik, die unseren Lebensnerv trifft.

Das, was die Parabel paralyisiert, ist der Interpretationsbetrieb des menschlichen Bewußtseins selbst. Die Gestik, die Gewohnheitsbewegung des deutenden Verstandes selbst ist es, die *ad absurdum* geführt wird. Eine Interpretationsvermeidung ist es also, die gefragt wäre, oder genauer: die Auflösung der Interpretation im Verlaufe ihrer Anwendung. Restlos verbraucht sich der Text während seiner Auflösung; was bleibt, ist die Wucht seiner Verweigerung: statt Erlösung - Auflösung, statt kathartischer Wiedergeburt - Endlosigkeit, statt (froher) Botschaft - eine Flut von Prozessen. Statt Hermeneutik — Hermetik. Wenn der Text eine Falle ist, in die der Hörer automatisch gerät, sobald er ihn auch nur betritt, dann können wir gleich einleitend zugeben: wir alle sitzen immer schon selbst in der Falle, jetzt, hier. Wie aber sind wir hineingeraten, wo befinden wir uns?

Damit die Beschreibung des Prozeß-Gebäudes nicht schon eine Erklärung vorwegnimmt - und damit unnötig wird -, beschränken wir uns auf einige Einzelheiten, die beim ersten Hinsehen unbeachtet geblieben sind, weil alles auf die Lösung starrte ...

»Vor dem Gesetz steht ein Türhüter« (E 131) - er steht also vor einem Gebäude mit einem Eingang (warum nicht Ausgang?), der zu einem weiteren Eingang führt und so *ad infinitum* (also ewig weiter - oder zur Ewigkeit?): »Von Saal zu Saal stehen aber Türhüter, einer mächtiger als der andere [...]« (ebd.). Das einzige, was vom Gebäude bekannt ist, sind die Eingänge und die Tatsache, daß diese zum »Gesetz« führen, das von Türhütern bewacht wird. Diese behüten aber nicht nur jeweils ihre Türe, sie selbst sind - gemessen an den jeweils dem »Gesetz« näher Stehenden - in der Rolle des »Mannes vom Lande«, denn - so »fekennt der erste Türhüter - »Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr ertragen« (ebd.).

148

Das Prozeß-Gebäude besteht aus einer in sich verschlungenen Schleife von Paradoxien, deren Gesamtfigur ihrerseits eine Paradoxie nachbildet. Einige der Schleifen lassen sich numerieren, einige Wegstrecken des Labyrinths erhalten Straßennamen:

1. Hinter jeder Türe tut sich eine weitere Türe auf, das heißt, jeder Raum, in den ich gelange, den ich als Ziel anstrebe, indem ich eine Schwelle überschreite, ist gar nicht das Ziel (also »das Gesetz«), sondern bloß wieder Vorraum eines anderen, der wieder nur Vorraum ist. Ein unendlich fortsetzbares >Antichambrieren< gewissermaßen. Der Suchende würde also selbst dann, wenn er die Schwelle des ersten Tores überwunden hätte, immer wieder vor neuen Schwellen stehen, deren Überwindung progressiv schwieriger, ja unmöglicher würde. Die Räume verhalten sich zueinander wie Argumente bzw. Aussagen, die einander bedingend einschließen, voraussetzen ... Zugleich aber bilden sie eine Hierarchie von Mächtigkeit, die jedoch (auch das ist im höchsten Maße paradox) über keine erkennbare Spitze, kein >Telos< verfügt, es sei denn, man würde damit die Unendlichkeit der Fortsetzung (des Implizierens, des Schwellenüberschreitens) selbst meinen.

2. Paradox: Der Suchende, also der Provinzler, der in der Stadt fremde »Mann vom Lande« (vielleicht ist es der Erdenmensch überhaupt, Adam selbst) steht vor dem Gesetz wie die

»Kuh vor dem neuen Tor«: Er tritt nicht einfach ein, er handelt nicht, sondern er verlegt sich aufs Fragen. Nur dann würde er eintreten, wenn es den Türhüter (also die Hemmschwelle) nicht gäbe. Dennoch aber heißt es ganz eindeutig, daß »das Tor zum Gesetz offensteht wie immer und der Türhüter beiseite tritt« (ebd.). Der Suchende könnte also eintreten, wenn er es nur versuchte. Er versucht es aber nicht, weil er zuerst wissen möchte, was dabei herauskommt, weil er eine Erlaubnis haben möchte. Tritt er ohne sie ein, bedroht ihn - möglicherweise - die brachiale Gewalt des Türhüters, sieht er sich also mit der >Macht< 149

konfrontiert. Das Wissen vom Zustand jenseits der Schwelle müßte er erkaufen um die Gefahr, dabei zugrunde zu gehen. Der Suchende (aus dem alsbald ein ewig Wartender wird) ist gefangen in der Aporie, in der Ausweglosigkeit einer paradoxalen Wahl: Tritt er ein, muß er sterben, hat aber das Wissen (also Anteil am Gesetz); tritt er nicht ein, bleibt er am Leben (jedenfalls bei seinem bisherigen), kommt aber nicht zur Erkenntnis. 3. Paradox: Das Problem ist aber gar nicht so sehr die un-entscheidbare Wahl zwischen Tod und Leben, Wissen und Nichtwissen, das Problem besteht eher darin, daß ja gar nicht feststeht, ob das Überschreiten der Schwelle überhaupt den Tod bedeuten würde: »>Es ist möglich<, sagt der Türhüter, >jetzt aber nicht<« (ebd.). Das Tor steht also immer offen, so viel wissen wir und prinzipiell ist es immer möglich. Warum gerade jetzt nicht? Es scheint also um die Frage zu gehen: Was ist jetzt? Oder eher: Was ist ein Jetzt? Und für wen? Nimmt man die Formulierung wörtlich, was bei K. nicht die schlechteste Wahl ist, könnte man die Frage so stellen: Wenn etwas grundsätzlich immer möglich ist, jetzt aber nicht, dann bildet dieses Jetzt gewissermaßen eine Ausnahme von der Regel, eine Art Defekt, ein >wegen Reparatur geschlossen oder so ähnlich ... Wie kann ich aber feststellen, ob etwas grundsätzlich und >immer möglich< ist, wenn ich mich nicht irgendwann einmal für ein "ganz konkretes Jetzt (des Eintritts, der Handlung) ent-| scheide? Der »Eintritt« ins Immer, ins Offenstehen kann ja nur momentan,, also in einem konkreten Augenblick meiner eigenen Zeit erfolgen: Wenn aber nicht jetzt, wann dann? Etwas, das ich nicht >jetzt< tun kann, kann ich eigentlich >nie< machen, denn wenn ich es auch prinzipiell realisieren könnte - was ist auch dabei, eine Schwelle zu überschreiten? - so doch nur in einem Jetzt und nicht einem [Immer. Immer kann man nie etwas machen. Der Satz: >Immer ja, jetzt aber nein< stellt demnach eine in sich widersprüchliche, ambivalente Formel dar, verwandt mit dem,

150

was die Psychologen *double-bind* nennen. Unter der scheinbar logischen und positiven Oberfläche verbirgt sich ein teuflischer Widerspruch, das im wörtlichen Sinne Diabolische: Eine Mitteilung, die sich selbst - und damit ihren Empfänger - annihiliert, in Luft auflöst. Die Aufforderung nämlich, gleichzeitig etwas zu tun und nicht zu tun, etwas Positives und damit Negatives und etwas Negatives und damit Positives zu bewirken etc. etc.

4. Paradox: Eine Schwelle, die nur überschreitbar erscheint, wenn man die Erlaubnis einholt, ist keine Schwelle mehr, sie kann auch nicht mehr überschritten werden. Ein Türhüter, der (jederzeit, immer also, wie wir schon wissen) sagt, daß der Eintritt frei sei, wäre kein Türhüter; dann wäre aber der Mann vom Lande auch kein Suchender und könnte nicht als solcher etwas transzendieren wollen. Es sei denn sich selbst.

5. Paradox: Wie erwähnt, ist der Türhüter selbst - gegenüber den ihm übergeordneten Türhütern - in der Rolle des Suchenden, um Einlaß Begehrenden: Er selbst aber, indem er Türhüter seiner Tür ist, bleibt an seinen Suchenden ebenso gefesselt, wie dieser an ihn. Würde er es also wagen, als Türhüter und zugleich Suchender, die ihm übergeordnete Schwelle zu überschreiten, wäre er nicht mehr Türhüter. Und überhaupt: offensichtlich befindet sich der Türhüter ja nicht einmal hinter seiner eigenen Schwelle, die er bewacht, sondern davor, er ist also selbst nicht über (s)eine Türschwelle hinweggekommen. Der Türhüter ist kein Türhüter, sondern ein Suchender, der Suchende aber ist eigentlich ein Türhüter. Sein eigener.

6. Paradox: Wenn ich nicht jetzt eintreten kann, kann ich nie eintreten. Trete ich aber gerade jetzt ein - und es gelingt mir nicht - dann kann ich nicht mehr feststellen, ob es zu einem anderen Zeitpunkt, bei einem anderen Jetzt eher gegangen wäre. Ich werde also nie feststellen, wann das richtige Jetzt war. Habe ich schon gehandelt, dann weiß ich nicht mehr, ob die Entscheidung die richtige war;

151

wüßte ich aber ganz genau, was die richtige Entscheidung wäre, dann wäre es auch keine Handlung mehr, denn dann würde die Tür einfach offenstehen und das Eintreten wäre kein Überschreiten, sondern einfach ein Hineinspazieren. Es würde mir gar nicht auffallen, den weiten Weg vom Land (aus der Erde?) hierher zu machen — in die Stadt (ins himmlische Jerusalem?).

7. Paradox: Will ich es also ganz genau wissen, bevor ich handle (und Handeln ist immer Überschreiten einer Schwelle), dann handle ich überhaupt nicht. Handle ich aber einfach drauflos (und etwas anderes würde es dann ja nicht sein), dann wüßte ich gar nicht, was ich eigentlich tue. Ich wäre bewußtlos, ich würde das Bewußtsein verlieren. In dem Augenblick (jetzt? Morgen?), da ich den einen Fuß hebe (also die Erde verlasse) und mit dem anderen in der Luft hänge, herrscht das große *black out*. Ich fliege ... Wenn ich fliege, sterbe ich, denkt der Mann vom Land. Ich kann aber nicht fliegen. Woher weiß ich, daß ich nicht fliegen kann? Was mache ich mit diesem Wissen, wenn es stimmt? Also falle ich. Falle ich, bin ich in der Falle.

II. Der Mann vom Land entschließt sich, solange zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt. Er entschließt sich also gegen den Entschluß, denn der einzige Entschluß, der diesen Namen verdiente, wäre ja gewesen, ins Gesetz »einzutreten - komme was da wolle. (Wenn ich eintrete, bin »ich der Fall - in wessen Verhandlung?) Der Suchende wird zum Wartenden. Er konzentriert sich nicht auf das Jenseits hinter der Schwelle (oder eher: auf die Handlung, die dahin führt), sondern darauf, was ihn daran hindert: Er starrt auf die Schwelle, auf ihre Verkörperung im Türhüter. Eben diesen faßt er genau ins Auge, alles andere tritt immer mehr in den Hintergrund - ja schließlich geht es nur mehr darum, den Türhüter durch die Beharrlichkeit des Wartens zu erweichen.

152

Der Mann ist voll des Schreckens: der Türhüter trägt einen Pelzmantel und hat einen dünnen, schwarzen, tartarischen Bart; er ist das leibhaftige Fremde, Exotische, Tierische. Ein Mann im Wolfspelz, Schamane, Wilder? Zugleich aber auch Untersuchungsrichter, quasi nebenberuflich, aus Zeitvertreib. »... Es sind aber teilnahmslose Fragen, wie sie große Herren stellen, und zum Schlüsse sagt er ihm immer wieder, daß er ihn nicht entlassen könne.«² Der Mann vom Lande vergißt alles andere, er hängt all seine Erwartung an diesen einen, einzigen Türhüter.

8. Paradox: Obwohl er eigentlich schon weiß, wissen müßte, daß der Türhüter ihn nicht einläßt, verharrt er doch in der Wartehaltung (Wartehalle). Als Wartender hört er auf, ein Suchender zu sein; würde er nämlich wirklich suchen, also an sein Ziel gelangen wollen, müßte er aufbrechen; würde er dies (oder überhaupt etwas) tun, dann würde es mit dem Warten ein Ende haben. Oder: Der Türhüter versperrt ihm den Weg, weil er wartet und nicht umgekehrt. Indem das Warten ohne Ziel bleibt, gewinnt es eine Macht über den Mann, die jener des Türhüters gleichkommt. Ohne die Erlaubnis zu bekommen, ohne diese Hoffnung würde der Mann nicht mehr warten: Entweder er wäre aufs Land zurückgekehrt (in den Urzustand des adamischen Urmenschen - als Unschuldslamm), oder aber er wäre schon - hinüber.

Ohne Hoffnung gäbe es kein Warten, ohne Warten aber kein Älterwerden, keinen Tod.

III. Der Mann vom Lande wird aber »alt« und »brummt [...] nur noch vor sich hin« (E 132). In seinem jahrelangen Studium des Türhüters ist er gänzlich kindisch geworden. Er ist zu so

etwas wie einem Experten für diesen Türhüter, für seine Schwelle geworden: Sein Blick hat sich dermaßen verengt, daß er gar »die Flöhe in seinem [des Türhüters]

2 KKA 293.

153

Pelzkragen erkannt hat« (ebd.), die ihm freilich auch nicht weiterhelfen ... Wieso Flöhe? Zerfressen sie Kragen und Hüter? Der Mann vom Lande erblindet. 9. Paradox: Erst als der Mann vom Lande erblindet, geht ihm ein Licht auf. Das Licht erscheint, als das Leben schon "vorüber ist, also zu spät, sinnlos. Vielleicht aber erscheint das Licht, eben deshalb, weil es zu spät ist, weil eben nicht mehr gewartet wird: »Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes (bricht« (ebd.). Wir denken an die alten Formeln: Und ein Licht leuchtet in der Finsternis oder an das Jöhanneische Logos-Licht, das in die Welt kommt, von dieser aber nicht erkannt wird - oder an die scheinbar tröstlichen Worte jenes oberen Hausvaters - »Wer klopfet, dem wird aufgetan ...« und an seine Freude über jenen späten Heimkehrer, der als letzter den Weg nach Hause findet ... Hier aber kommt es ganz anders. Das heißt - es kommt gar |j nichts.

! Wir kommen ans Ende: Jetzt vor dem Sterben, bäumt sich 'der Mann ein letztes Mal auf und verlangt Antwort auf eine Frage, die ihm eigentlich von Anfang an schon hätte kommen müssen: Warum all die Jahre kein anderer Einlaß gefordert habe an dieser Türe, da doch alle zum Gesetze streben? [Die Antwort kommt wie ein Fausthieb: »Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten« - heißt es - »denn dieser Einig war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe « (ebd.).

Somit stehen wir vor dem 10. Paradox: Zum Wesen des Gesetzes gehört es doch, daß es allgemein, für alle gültig und allen zugänglich (also bekannt) sei: Indem es allgemein ist, wird es erst zum Gesetz. Hier aber heißt es, es sei nur für den einen bestimmt, das Tor, der Zugang sei ausschließlich für den Mann vom Lande reserviert gewesen. Wie das? zu dann das Warten? Weshalb die Verweigerung? Wenn es s e i n Zugang war, dann hätte er doch jederzeit eintreten können. Wozu etwas bewachen, also vor dem Zutritt Frem-

154

der schützen, wenn es ohnedies einzig ihm gehört? Warum beschützte man sein Eigentum - denn .als das konnte ~er~ doch sein Tor bezeichnen - vor ihm selber? Seine "Torheit ... Jetzt erinnern wir uns an das 6. Paradox: Wenn ich zwar »jetzt« nicht eintreten darf, aber prinzipiell (also: >laut Gesetz^ »immer«, so ist dies vergleichbar mit dem Widerspruch, daß etwas prinzipiell für alle da ist (auch »das Gesetz«), *in concreto* aber nur mir gehört, dem einzelnen, als sein Eigentum. Beides zusammen ergäbe als Lehrsatz eines paradoxalen Denkens: Ich kann die Sache für mich als Eigentum nur dann haben, wenn ich sie mir jetzt (sofort, spontan)- nehme, ich kann also nur als Dieb (oder jedenfalls als einer, der wie ein Dieb vorgeht und sich somit schuldig macht) in den Besitz des Gesetzes kommen, wobei ich dabei etwas stehle, was ohnedies nur mir selbst gehört. Denn ich erstürme den Eintritt in ein Haus, das mein Eigentum ist, durch ein Tor, das nur mir bestimmt war. Ich renne meine eigenen offenen Türen ein. Ich bin ein Tor. Ich bin das Tor.

Indem das Gesetz allgemein ist, gilt es nicht für mich als "Einzelnen; indem es immer zugänglich scheint, kann ich es nicht betreten; indem das Gesetz überhaupt nicht von mir betreten wird, besteht seine einzige Wirkung darin, nicht realisiert zu werden. Das Gesetz ist ein Geheimnis, die Regel ist die Ausnahme, wenn sie für mich zutrifft. Und: eine Parabel ist eine Pointe, die den Widerspruch, nicht auflöst (denn dann hätten wir bloß einen Witz), sondern überhaupt ' ^erst erzeugt. Ad infinitum.

Die Parabel selbst ist die Falle, weil sie im Hörer das zwanghafte Bedürfnis nach Auflösung und Erklärung weckt, also eine rationale, logische, empirische Regelung des Widerspruchs verspricht, um den *horror vacui* der Sinnleere unverzüglich auszulöschen: Das gefährlichste

an der Parabel .ist ihr lockendes Sinnangebot, das durch die kalkulierte Sinnlosigkeit und ihre Aporien hindurchschimmert und den

155

Weisesten zum Toren macht, der nicht sieht, daß er sich selbst als Tor im Wege steht.

IV. Wir kommen zum letzten Paradox: Indem das Bewußtsein das produziert, wozu es alleine fähig ist, Sinn nämlich und Bedeutung, Symbolik, Zusammenhang, Konsequenz, Logik, Wissen; indem das Bewußtsein bei sich selbst bleibt, produziert es unentwegt Erklärungen und Deutungen. Es kann alles, nur das eine nicht: Evidenz schaffen. Indem es auf das Paradoxale stößt, macht es sich - mit der Kennermiene des Sophisten oder mit der Aura des Weisen (aus dem Morgen- oder gar Abendlande) - daran, den Knoten aufzulösen, den Widerspruch zu bereinigen. Der Sophist sagt: Schon gut, da haben wir eine Reihe von Ungereimtheiten, Kontradiktionen, schwarzen Schimmeln und alle möglichen Formen doppelter Negation und höherer Dialektik. Wir bekennen also, am Gipfel unserer Reflexionsmöglichkeiten angelangt, daß die sich aufdrängende Sinnlosigkeit der Sinn selbst ist; das Absurde schafft erst den eigentlichen Lebenskitzel, das »Warten auf Godot« ist ein Spiel wie jedes andere, das Nichts ist keine eigene Realität, sondern nur die Abwesenheit derselben (Augustins Kalkül), das "Nein wird sich schon von selbst relativieren, das Böse als n verkleidetes Gutes im Heilsplan Gottes sichtbar etc. Alles Karneval.

Das wahre Paradox jedoch läßt all dies nicht zu. Genauer: Das Paradox als Wahrheit verträgt keine Auflösung in Sinngebungen, die seinen Widerspruch mißachten, indem wir eben interpretieren, vermeiden wir den Zusammenstoß mit dem Widerspruch. Indem ich hier die Parabel deute, antichambriere auch ich vor dem Türhüter. Solange ich rede, wird nicht gehandelt - es sei denn ich dichte (denn der Dichter handelt redend, spricht mit vollem Mund, essend und speiend in einem ...): Aber der Mann im Lande ist kein Dichter, er ist im besten Falle ein Gedichteter ...

156

Und doch ... K. hat das Unmögliche versucht und ein Gleichnis »Von den Gleichnissen« erdacht - Gegengift und Impfstoff, zur Einnahme auch nach Befall.

V.

Von den Gleichnissen³

Viele beklagen sich, daß die Worte der Weisen immer wieder nur Gleichnisse seien, aber unverwendbar im täglichen Leben, und nur dieses allein haben wir. Wenn der Weise sagt: »Gehe hinüber«, so meint er nicht, daß man auf die andere Seite hinübergehen solle, was man immerhin noch leisten könnte, wenn das Ergebnis des Weges es wert wäre, sondern er meint irgendein sagenhaftes Drüben, etwas, was wir nicht kennen, das auch von ihm nicht näher zu bezeichnen ist und das uns also hier gar nichts helfen kann. Alle diese Gleichnisse wollen eigentlich nur sagen, daß das Unfaßbare unfaßbar ist, und das haben wir gewußt. Aber das, womit wir uns jeden Tag abmühen, sind andere Dinge.

Darauf sagte einer: »Warum wehrt ihr euch? Würdet ihr den Gleichnissen folgen, dann wäret ihr selbst Gleichnisse geworden und damit schon der täglichen Mühe frei.«

Ein anderer sagte: »Ich wette, daß auch das ein Gleichnis ist.«

Der erste sagte: »Du hast gewonnen.«

Der zweite sagte: »Aber leider nur im Gleichnis.«

Der erste sagte: »Nein, in Wirklichkeit; im Gleichnis hast du verloren.«

157

Literaturhinweise

Vor dem Gesetz. Von Franz Kafka. In: Selbstwehr. Unabhängige jüdische Wochenschrift. Jg. 9. Prag, 7. September 1915. H. 12. S.2f.

Abraham, Ulf: Mose »Vor dem Gesetz«. Eine unbekannte Vorlage zu Kafkas »Türhüterlegende«. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte und Geisteswissenschaft 57 (1983) S. 636-650.

Born, Jürgen: Kafka's Parable »Before the Law«. Reflections towards a Positive Interpretation. In: Mosaic 3 (1969/70) Nr. 4. S. 153-162.

Henel, Ingeborg: Die Türhüterlegende und ihre Bedeutung für Kafkas »Prozeß«. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte und Geisteswissenschaft 37 (1963) S. 50-70.

Lachmann, Eduard: Das Türhütergleichnis in Kafkas »Prozeß«. In: Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Jg. 1959. S. 265 bis 270.

3 Zit. nach: E 359.

LÖWE-HANSEN, Aage: *Vor dem Gesetz*. Interpretation. In: Franz Kafka. Romane und Erzählungen. Interpretationen. Herausgegeben von Michael Müller Stuttgart: Reclam, ISBN 3-15-008811-9. S. 146-157.

Werner Zimmermann

FRANZ KAFKA

Vor dem Gesetz

Den nachhaltigsten Eindruck empfängt der Leser von dem Schluß dieser Legende, der Antwort des Türhüters an den Mann vom Lande:

Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.

Der Mann vom Lande erfährt die tragische Paradoxie, daß für ihn ein eigener Zugang zum „Gesetz“ vorgesehen ist, zu einem letzten, höchsten Wert also, daß dieses Tor aber in dem Augenblick geschlossen wird, da er stirbt, obwohl er jahrelang vor ihm auf Einlaß gewartet hat.

Der Mann hat sich also nicht getäuscht in dem Gefühl, daß ein bestimmter Sinn in seinem Leben waltet, aber dieser Sinn erweist sich als unfaßbar, er bleibt ihm verschlossen. Es ist die Situation des Menschen, der dazu verurteilt ist, im „Vor“-Raum des Absoluten oder - im Sinn des Alten Testaments - vor dem Eingang zum Paradies zu verharren, und der doch die Gewißheit einer möglichen Erlösung aus diesem Zustand des Harrens in sich trägt. „Es gibt ein Ziel“, sagt Kafka einmal, „aber keinen Weg; was wir Weg nennen, ist Zögern.“ Die Kunst dieser Erzählung liegt nun darin, daß sie von Anbeginn an auf diesen Schluß hin angelegt zu sein scheint, ohne daß dadurch das Moment der Überraschung am Ende aufgehoben würde. Denn was am Ende in epigrammatischer Zuspitzung unmittelbar ausgesagt wird, das macht im übrigen Teil der Erzählung die Unterstimme doch schon mehr oder weniger deutlich vernehmbar.

So sind wir gleich im ersten Satz betroffen durch die überraschende Überschneidung zweier Wirklichkeitsebenen: „Vor

174

dem Gesetz steht ein Türhüter.“ Ein solches Sprechen verweist von Anfang an auf eine hintergründige Symbolik. Die Spannung zwischen An- und Ablauf des Satzes, die sich hier zu einer Spannung zwischen dem abstrakten („vor dem Gesetz“) und dem konkreten Teil der Aussage („steht ein Türhüter“) verdichtet, verstärkt unser Befremden darüber, daß der Zugang zu dem absoluten Sein des Gesetzes verstellt ist durch ein Organ eben dieses Absoluten.

In der Antwort des Türhüters begegnet uns die gleiche Spannung zwischen dem abhängigen und dem unabhängigen Sein, zwischen der Welt des Gegenüber und der Welt des Offenen, in

der Form des zeitlichen Gegensatzes zwischen dem „Jetzt“ und dem „Später“: in der Zeit gibt es keinen Zugang zum Absoluten, am Ende der Zeiten bleibt die Möglichkeit offen. Der Geistliche, der im „Prozeß“ Josef K. diese Legende erzählt, setzt in einer seiner nachfolgenden Deutungen ausdrücklich diese erste Aussage des Türhüters zu seiner letzten Beziehung:

Die Geschichte enthält über den Einlaß ins Gesetz zwei wichtige Erklärungen des Türhüters, eine am Anfang, eine am Ende. Die eine Stelle lautet: daß er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne, und die andere: dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Bestände zwischen diesen beiden Erklärungen ein Widerspruch, dann hättest du recht, und der Türhüter hätte den Mann getäuscht. Nun besteht aber kein Widerspruch. Im Gegenteil, die erste Erklärung deutet sogar auf die zweite hin (258¹).

Auch im weiteren Ablauf der Erzählung erwächst die wirkende Kraft der Aussage aus der Spannung zwischen der offenkundigen Aussichtslosigkeit, sich dem „Gesetz“ im gegenwärtigen Augenblick zu nähern, und der geheimen Gewißheit, daß es die Möglichkeit einer solchen Annäherung geben müsse. So heißt es ausdrücklich, daß das Tor zum Gesetz offenstehe wie immer: zugleich aber muß der Mann vom Lande erfahren,

¹ Zitiert nach Franz Kafka, Der Prozeß, S. Fischer Verlag, Berlin 1951.

175

daß der Türhüter, der ihm den Zugang verwehrt, nur der unterste in einer Hierarchie von Wächtern ist, deren Macht nach oben hin ständig zunimmt. Der Türhüter selbst hat zwar ein abstoßendes Äußeres, das „auf einen pedantischen Charakter hindeutet“, wie der Geistliche meint - mit seinem Pelzmantel, seiner großen Spitznase, dem langen, dünnen, schwarzen tatarischen Bart wirkt er wie eine Karikatur des blutleeren Bürokraten -, und doch ist er keineswegs unfreundlich, was wiederum der Kommentar des Erzählers eigens bestätigt: Hinzu kommt noch, daß der Türhüter seiner Naturanlage nach freundlich zu sein scheint, er ist durchaus nicht immer Amtsperson. Gleich in den ersten Augenblicken macht er den Spaß, daß er den Mann trotz dem ausdrücklich aufrechterhaltenen Verbot zum Eintritt einlädt, dann schickt er ihn nicht etwa fort, sondern gibt ihm, wie es heißt, einen Schemel und läßt ihn seitwärts von der Tür sich niedersetzen. Die Geduld, mit der er durch alle die Jahre die Bitten des Mannes erträgt, die kleinen Verhöre, die Annahme der Geschenke, die Vornehmheit, mit der er es zuläßt, daß der Mann neben ihm laut den unglücklichen Zufall verflucht, der den Türhüter hier aufgestellt hat - all dieses läßt auf Regungen des Mitleids schließen. Nicht jeder Türhüter hätte so gehandelt. Und schließlich beugt er sich noch auf einen Wink hin tief zu dem Mann hinab, um ihm Gelegenheit zur letzten Frage zu geben... Jedenfalls schließt sich so die Gestalt des Türhüters anders ab, als du es glaubst. (259 f.)

Auf der anderen Seite spricht aber auch aus dem Verhalten des Mannes vom Lande die durch keine Enttäuschung zu erschütternde Überzeugung, daß er eines Tages Eintritt in das „Gesetz“ erlangen wird. Wohl „verflucht er den unglücklichen Zufall (der ihn gerade zu diesem Türhüter geführt hat) in den ersten Jahren laut“, aber er kann sich gleichwohl der geheimnisvollen Wirkung, die das Gesetz offenbar gerade an dieser Stelle auf ihn ausübt, nicht entziehen. So werden hier zwar in dem Gegensatz zwischen Zufall und Gesetz die äußersten Pole im Spannungsfeld dieser Erzählung sichtbar, zugleich aber erweist

176

sich der „Zufall“ schon hier durch seine Abhängigkeit vom Gesetz als nur scheinbar, und die Antithese zwischen beiden wird zu einem unvergleichlichen Symbol für die dem Menschen unfaßbare Paradoxie, daß sein Tun zwar von der Freiheit seiner Willensentscheidung bestimmt wird, gleichzeitig aber auch nach einem vorgegebenen höheren Plan sich vollzieht. Indessen bezeugt das Verhalten des Mannes vom Lande nicht nur die Unausweichlichkeit des Gesetzes und die Unbeirrbarkeit des menschlichen Strebens nach diesem Gesetz, sondern auch die Bedingtheit dieses Strebens, das durch die Wahl der Mittel das ersehnte Ziel immer

wieder verfehlt. Als ein solcher Fehlgriff erscheint der Versuch des Mannes, den Türhüter zu bestechen. Auch wird deutlich, wie sich das Blickfeld des Mannes im Laufe der Zeit immer mehr verengt, so daß er Gefahr läuft, über dem Gedanken an das Hindernis das Ziel selbst aus dem Auge zu verlieren: „Während der vielen Jahre beobachtet der Mann den Türhüter fast ununterbrochen. Er vergißt die anderen Türhüter, und dieser erste scheint ihm das einzige Hindernis für den Eintritt in das Gesetz.“ Wie sehr er sich in seinen Anstrengungen immer mehr von dem erhabenen, aber fernen Ziel abkehrt und sich dem banalen, aber nahen Hindernis zuwendet, zeigt in tragikomischer Weise seine Bitte an die Flöhe im Pelzkragen des Türhüters, ihm zu helfen und den Türhüter umzustimmen. Sinnfällig wird die zunehmende Einengung seines Gesichtskreises in dem Nachlassen seiner Sehkraft. Freilich erfahren wir nunmehr die Paradoxie, daß der schon fast Erblindete den „unverlöschlichen Glanz“ des Gesetzes zu erkennen vermag: erst im Angesicht des Todes wird sein Blick für die Schönheit des Gesetzes geöffnet. Aber auch diese „Erkenntnis“ gewährt ihm keinen Trost. Die letzte Frage, die er an den Türhüter stellt, deutet an, daß der Gegensatz zwischen der Absolutheit des göltigen Seins, nach dem alle Menschen streben, und der Relativität menschlicher Einsicht in dieses Sein auch jetzt noch nicht aufgehoben ist. Ja, diese Frage

177

verrät auf eine erschütternde Weise die metaphysische Vereinsamung des Menschen, den die Offenbarung nicht erreicht hat und der sich darauf angewiesen sieht, den Weg zu dem ihm vorbestimmten Ziel aus eigener Kraft zu finden. In der Antwort des Türhüters erfährt dann jene die ganze Erzählung bewegende Spannung zwischen der Gewißheit, daß es ein Ziel gibt, und der Unmöglichkeit, es zu erreichen, eine alle Einzelaussagen übergreifende Zuspitzung, die eben darum trotz aller vorausgegangenen Verweisungen doch wieder überraschend wirkt. Gleichzeitig stellt sich von diesem Ende her noch einmal die Frage, wie denn der Mann vom Lande sich hätte verhalten sollen, um vielleicht doch noch Zugang zum Gesetz zu erhalten. Aber wie in dem pointiert paradoxen Schluß das Gesetz sich als unergründliches Geheimnis erweist, so bleibt die Legende auch in dieser Frage eine eindeutige Antwort schuldig. Wohl werden wir in dem Eindruck bestärkt, daß der Mann vom Lande in der Wahl der Mittel schlecht beraten war; aber wir vermögen auch nicht zu sagen, welchen Weg er hätte einschlagen sollen. Seine Lage erscheint ausweglos. Die gleiche Ratlosigkeit, die hinter der Erzählung selbst steht, kennzeichnet auch das Gespräch, das der Geistliche im „Prozeß“ mit Josef K. über die Deutung der Legende führt. Den Anlaß zu ihrer Erzählung bildet die indirekte Kritik Josef K.s an der Vertrauenswürdigkeit des „Gerichts“:

Du bist sehr freundlich zu mir. Du bist eine Ausnahme unter allen, die zum Gericht gehören. Ich habe mehr Vertrauen zu dir als zu irgend jemandem von ihnen, so viele ich schon kenne. Mit dir kann ich offen reden (255).

Der Geistliche aber hält ihm entgegen: „In dem Gericht *täuschst* du dich, in den einleitenden Schriften zum Gesetz heißt es von dieser Täuschung“; und nunmehr beginnt die Erzählung der Legende, die also K.s Mißtrauen gegenüber dem „Gericht“ beseitigen soll. In dem nachfolgenden Gespräch zwischen K. und dem Geistlichen werden einander vielfach widersprechende

178

Deutungen über den Sinn der Legende vorgetragen. Keine von diesen „Meinungen“ gilt absolut: nicht nur durch die Gegensätzlichkeit dieser Auslegungen wird der Wert jeder einzelnen relativiert, der Geistliche warnt K. auch ausdrücklich, zuviel auf Meinungen zu achten (260). Der Ansicht K.s, daß der Mann vom Lande durch den Türhüter getäuscht worden sei, weil dieser die erlösende Mitteilung erst dann gemacht habe, als sie dem Mann nicht mehr helfen konnte, hält der Geistliche die Meinung entgegen, daß der Türhüter doch weit über seine Pflicht hinausgehe, „indem er dem Mann eine zukünftige Möglichkeit des

Einlasses in Aussicht stelle". Ja, es gebe sogar die Meinung, daß der Türhüter selbst der Getäuschte sei. Er kenne nicht das Innere des Gesetzes, er wisse nicht, daß er als Beauftragter des Gesetzes dem Mann untergeordnet sei, der ja freiwillig sein Leben lang auf Einlaß in das Gesetz gewartet habe. Auch über den Sinn der Ankündigung des Türhüters, daß er das Tor schließen werde, „gehen die Meinungen auseinander". „Darin aber sind viele einig, daß er das Tor nicht wird schließen können." (263) Auf der anderen Seite wieder besteht die „Gegenmeinung", daß der Türhüter durch seinen Dienst und seine Bindung an das Gesetz „unvergleichlich" höher stehe als der Mann, der „frei in der Welt" lebe. Dann müsse man zwar nicht alle seine Aussagen für wahr, wohl aber für notwendig halten.²

„Trübselige Meinung", sagte K. „Die Lüge wird zur Weltordnung gemacht."

K. sagte das abschließend, aber sein Endurteil war es nicht. Er war zu müde, um alle Folgerungen der Geschichte übersehen zu können, es waren auch ungewohnte Gedankengänge, in die sie ihn führte, unwirkliche Dinge, besser geeignet zur Besprechung für die Gesellschaft der Gerichtsbeamten als für ihn (264³).

² Vgl. hierzu die Ausführungen Wilhelm Emrichs über das Verhältnis von Gesetz und Beamtenorganisation bei Kafka in „Deutsche Literatur im XX. Jahrhundert", herausgegeben von H. Friedmann und O. Mann, Heidelberg 1954, S. 243 ff., insbesondere S. 246.

³ Sperrung von mir.

179

Eindringlich zeigt die dialektische Anlage dieses Gesprächs und seine Wirkung auf K. noch einmal die unbegreifliche Paradoxie, daß es zwar eine „erlösende Mitteilung" für den Menschen gibt - in dieser Hinsicht taucht in keiner der sonst so gegensätzlichen Meinungen ein Zweifel auf -, daß sie aber nicht unverfälscht und rechtzeitig zu ihm gelangen kann.⁴ So wird das geheime Wissen um eine solche Mitteilung ihn immer wieder vor die Tür des Gesetzes treiben, aber er wird vor dieser Tür sterben „wie ein Hund"⁵ - solange er nur den Gott des „Gesetzes" kennt (sei es nun der Gott des Alten Testaments oder der Gott der Philosophen) und die erlösende Botschaft nicht vernimmt, die durch die Geburt des Menschensohnes das Innere des Gesetzes verlassen hat und zu uns gekommen ist.

Erschließende Fragen zur Betrachtung der Erzählung im Unterricht:

1. Welche Aussage der Erzählung hinterläßt den stärksten Eindruck? Welche Bedeutung kommt ihr, aufs Ganze gesehen, zu? Welche religiöse Situation des Menschen verbirgt sich hinter dieser Aussage?

2. Wo finden sich im übrigen Teil der Erzählung Hinweise auf diesen Schluß?

a) Bedeutung des ersten Satzes?

b) Die erste Aussage des Türhüters.

c) Charakterisierung des Türhüters.

d) Welches Verhältnis hat der Mann vom Lande zum Gesetz?

e) Bedeutung des „Zufalls"?

f) Bedeutung der letzten Frage des Mannes?

3. Trägt das Gespräch des Geistlichen mit Josef K. im „Prozeß" zur Erhellung der Legende bei?

⁴ Vgl. damit „Eine kaiserliche Botschaft" von Kafka. Siehe unsere Interpretation S. 171ff.

⁵ Vgl. das Ende Josef K.s, das unmittelbar im Anschluß an das Gespräch mit dem Geistlichen erzählt wird (266ff.).

180

ZIMMERMANN, WERNER. DEUTSCHE PROSADICHTUNGEN DER GEGENWART. *Interpretationen für Lehrende und Lernende*. T. 2. DÜSSELDORF: PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN, 1960⁶. S. 174-180.

14. Kapitel DER DIALOG IM DOM

Der Geistliche erfüllt eine zweifache Funktion. Er lehnt K.s Kindlichkeit ab und zeigt ihm den Weg zu Unabhängigkeit und wahren Erwachsensein. Er tut jedoch auch das Gegenteil davon, schüchtert K.s Unabhängigkeitssinn ein und bestärkt ihn in seinem Willen nach Hingabe und Unterwerfung. Dieser Widerspruch ist die genaue Widerspiegelung der Ambivalenz Josef K.s *

Der Geistliche warnt Josef K. vor der Tendenz, sich auf fremde Hilfe, besonders auf Frauen, zu verlassen. Dies sei eben nicht die wahre Hilfe. Diese Bemerkung zielt offensichtlich in zwei Richtungen, die aber gut zu vereinbaren sind, da beide zu einem unabhängigeren, selbständigeren Verhalten K.s auffordern. Sich von fremder Hilfe frei zu machen, bedeutet, sich auf eigenes Tun und eigene Kraft zu verlassen. Es ist eine Warnung, die einer Erziehung zur Selbständigkeit, einer Ermutigung, mündig zu werden, gleichkommt. Der Geistliche unterstützt hier also gerade das, was Josef K. selbst will, was er mit seinem Oberflächenbewußtsein, seiner aufgeklärten, humanistischen Fassadenexistenz anstrebt — frei zu werden, autonom zu leben, nur sich selbst verantwortlich zu sein. Die Mahnung, sich nicht auf fremde Hilfe zu verlassen, richtet sich aber gleichzeitig auf existentielle Reinheit, auf Einsamkeit und geistig-geist-lidie Unabhängigkeit, die der protestantischen Tradition und ihrer Fortsetzung in der Existenzphilosophie entspricht.

Sie will den Menschen frei sehen von geistlicher Vormundschaft und Verstrickung, sie will ihn verantwortlich haben und auf sein eigentliches Selbst sich besinnend. Selbstprüfung in voller Verantwortlichkeit wäre die logische Folge des Rates, den der Gefängniskaplan erteilt und den K.s eigener Plan der Eingabe befolgen würde. Unabhängigkeit und Selbstprüfung sind aber durchaus zu vereinbarende, ja einander bedingende Ratschläge, die die priesterliche Warnung enthält. Die zweite bedeutsame Äußerung des Geistlichen fällt vor den Beginn der Parabel VOR DEM GESETZ. Sie lautet: »Täusche dich nicht«. Auf K.s Frage, worin er sich denn täuschen sollte, antwortet der Geistliche: »In dem Gericht täuschst du dich« und fährt fort, indem er die Parabel erzählt. Was bedeutet diese Äußerung?

Die Bemerkung des Geistlichen ist eine Entgegnung auf K.s Zutraulichkeit zu ihm. K. sagt ihm, daß er ihm mehr vertraue als irgend jemand anderem vom Gericht und daß er mit ihm offen reden könne. Die Warnung des Geistlichen, daß sich K. im Gericht täusche, kann im Zusammenhang also zwei Bedeutungen haben. Sie kann bedeuten, daß K. dem Gericht mehr vertrauen solle, daß sein mangelndes Vertrauen ein Fehler sei. Sie kann aber auch das Gegenteil bedeuten, daß K. unrecht habe, wenn er selbst dem Geistlichen vertraue. Die erste dieser Deutungen scheint zwar zutreffender zu sein, da ja der Geistliche sagt, K. täusche sich im Gericht, nicht im Geistlichen. Doch kann die zweite Bedeutung

239

nicht von der Hand gewiesen werden, da ja der Geistliche Mitglied des Gerichts ist. Wenn wir uns erinnern, daß die Parabel VOR DEM GESETZ ein Beispiel der vom Priester angezeigten Täuschung K.s ist, werden wir leicht weiter gelangen.

K.s Selbsttäuschung ist dieselbe wie die des Mannes vom Lande, so setzt der Priester voraus, indem er die Parabel als Beispiel für K.s Selbsttäuschung anführt. Unsere Besprechung der Parabel zeigte, daß mangelndes Selbstvertrauen, Feigheit und feige Bestechungsversuche statt eines mutigen Wagnisses, in das Gesetz einzutreten, der Fluch des Mannes vom Lande wurden. Andererseits war es aber auch sein eigensinniger Glaube, daß ihm der Eintritt in das

Gesetz gebühre, dem der Mann zum Opfer fiel. Wenn sich K. täuscht, so täuscht er sich also aus mangelndem Vertrauen und aus eigensinnigem Glauben, daß ihm etwas gebühre. (Leni sagt ihm ja auch, daß sein Eigensinn seine schlimmste Gefahr sei.) Sein Mangel an Vertrauen kann sich aber sowohl auf sein Vertrauen zu dem Gericht wie auf sein Selbstvertrauen beziehen. K. vertraut vielleicht dem Gericht nicht genug. Andererseits mag er mit seinem übergroßen und besonderen Vertrauen zu dem Geistlichen wieder in den Fehler des nach fremder Hilfe Ausschau-Haltens geraten, wovor ihn der Geistliche eben gewarnt hat. Vielleicht will er sich jetzt auf den Geistlichen verlassen, wie vorher auf die Frauen, den Diener, den Advokaten, den Fabrikanten, Titorelli, Kaufmann Block, auf deren Hilfe er ja jeweils gehofft. Der Geistliche warnt ihn, daß K. sich in ihm genau so täuschen werde wie in allen anderen. Er warnt ihn also wieder vor »fremder Hilfe«, diesmal in seiner eigenen Person. Die Parabel, die nun folgt, zeigt ja die Sirenenhaftigkeit des Gesetzes und daß der Mann aus freien Stücken sich der Tyrannei des Gesetzes verschrieben hat. Im Lichte der Parabel täuscht sich K. im Gericht, wenn er überhaupt Vertrauen hat. Jedes Vertrauen ist hier falsch und nur die Emanzipation, die Fähigkeit, frei zu sein, könnte wirklich helfen. Die zweite Deutung der Warnung des Priesters widerspricht der ersten. Im Lichte der Parabel sind aber beide Deutungen nicht nur möglich, sondern notwendig. Denn die Parabel zeigt ja, daß der Mann aus zwei Ursachen sich um sein Leben betrogen hat: weil er zum Gesetz wollte und weil er trotz des Verbots des Türhüters nicht ins Gesetz eingetreten ist. Er hat zwei Möglichkeiten gehabt, sich vor dem Sadismus des Türhüters zu retten. Und hat keine von beiden gewählt. So ist er im Gegensatz zu Odysseus mit unverstopften Ohren in die Sirenenfalle hineingesegelt. Auch K. könnte sich vor der Sirenenhaftigkeit des Gerichts in zweifacher Hinsicht retten. Er könnte »rücksichtslos« seine Fassade zu seinem Wesen machen und dem Gericht bis zu einem Grade mißtrauen, wo es kein Schuldbewußtsein, daher keine Schuld, daher kein Gericht geben würde, denn, wie es heißt, wird ja das Gericht von der Schuld angezogen. K. könnte also wie der Direktor-Stellvertreter ein ganz veräußerlichtes Geschäftsleben führen, ohne vom Prozeß behelligt zu werden. Dann wäre er allerdings nicht »mit langen, fliegenden Schritten« auf den Geistlichen zugeeilt, sondern wäre, ohne »zu stocken« und ohne auf irgend-

240

welche Zurufe zu achten, aus dem Dom hinaus und in die Bank zurückgeeilt. Oder aber er könnte das Gegenteil tun, nicht nur dem Geistlichen, sondern dem ganzen Gericht völlig vertrauen, sich ganz dem Prozeß unterwerfen und sein Leben dieser gequälten Verinnerlichung widmen. Da er weder das eine noch das andere tut, sondern vom Geistlichen, also vom Gericht, Hilfe gegen das Gericht erhofft, täuscht er sich im Gericht, und zwar in zweifacher Weise. Er vertraut dem Gericht zu sehr und vertraut ihm nicht genug. Er vertraut ihm zu sehr, insofern er vom Gericht fasziniert wird und sich immer neuen Hoffnungen an der Peripherie des Gerichts — Gerichtsmaler, Gefängniskaplan, Frauen — hingibt. Er vertraut ihm nicht genug, insofern er sich ängstlich davor hütet, sich ganz hinzugeben. Dadurch daß er ambivalent ist, zwischen zwei Existenzmöglichkeiten hin und her pendelt, täuscht er sich nach allen Richtungen. Der Geistliche ist wie der Türhüter, der Josef K. genau zeigt, daß sein »Eingang zum Gericht« nur für ihn bestimmt ist, »ohne fremde Hilfe« und ohne »Selbsttäuschung« gesucht werden muß und eine selbständige, existentiell »reine« Haltung und Entscheidung verlangt. Die Zweideutigkeit des Geistlichen, die doch erscheint, ist also keine bloß sadistische Laune, noch ist sie als leeres Paradoxon zu verstehen, das uns bloß im Kreis herumführt. (Denn wäre das der Fall, wie könnten wir Kafkas große dichterische Wirkung verstehen?) Sie ist die genaue Widerspiegelung des hoffnungslosen Zwiespalts in Josef K. K. ist unfähig, sich zu entscheiden. Wir finden diese Unfähigkeit als die Grundlage vieler Neurosen. Doch hat sie eine weit tiefere allgemein menschliche Bedeutung. Denn dieser Zwiespalt zwischen rationellem Unabhängigkeitswillen und irrationeller Sehnsucht nach Hingabe und »Verhaftung« im Überpersönlichen ist ein grundlegender Konflikt in

unserer modernen Welt, in der Gott für viele tot ist, aber sein Geist oder die leere Stelle, die er hinterließ, den modernen Menschen unerbittlich verfolgt und heimsucht, wie Ban-quos Geist Macbeth. So eine Heimsuchung ist der Prozeß. An die Stelle Gottes kann hier jede überpersönliche Macht treten, die dem unverbundenen Individuum Anker und Hafen zu versprechen scheint. K.s Sehnsucht nach dem Gericht, sein Gegenwille, kommt in seiner Deutung der Parabel zum klaren Ausdruck. Nicht nur hat ihn die Geschichte »stark angezogen«, er verfiert auch den Standpunkt, daß der Mann vom Türhüter getäuscht worden ist, denn er hätte ins Gesetz eingelassen werden sollen. Diese Argumentation drückt aber gleichzeitig K.s Humanismus aus, denn K. beginnt mit dem Menschen und seiner Sehnsucht und verteidigt sie gegen das Gesetz. Der Geistliche andererseits verteidigt den Türhüter und kommt schließlich zu einer rein autoritären Position, die das Gesetz allem menschlichen Urteil entrückt und den Dienst unvergleichlich höher stellt als ein freies Leben in der Welt. Er geht dann noch weiter und verfiert eine Dialektik, die an den totalitären Irrationalismus erinnert. Er unterscheidet nämlich zwischen Wahrheit und Notwendigkeit und spricht den gefährlichen Satz aus: »Man muß nicht alles für wahr halten, man muß es nur für notwendig halten«^{p. 264}. Die Notwendigkeit — sei sie nun nationaler, rassischer, biologischer oder klassenkämpferischer, sozialer, historischer Natur — an die Stelle einer objektiven, allgemein gültigen und allgemein feststellbaren Wahrheit zu setzen, ist ja das Zeichen jeder totalitären Ideologie. K. holt nun zu seinem stärksten Gegenangriff auf den Irrationalismus des Gerichts aus. »>Trübselige Meinung<, sagte K., >die Lüge wird zur Weltordnung gemachte« K. tritt hier als Vorkämpfer der modernen Geistes-tradition auf, die seit der Renaissance den Menschen aus doktrinären Banden zu befreien und zur Wahrheit zu führen suchte. Aus ihm spricht die Aufklärung, der Rationalismus, der Positivismus der Wissenschaft und des modernen Objektivitätsideals. Dagegen vertritt der Geistliche einen rein autoritären Standpunkt. Hier scheint sich also endlich eine scharfe Scheidung der Geister zu vollziehen und ein ideologischer Konflikt klar abzuzeichnen. Josef K. als Vertreter des liberalen Gedankens der Aufklärung und der Geistliche als Vertreter des reaktionären Irrationalismus, der die Ansprüche der menschlichen Vernunft kategorisch ablehnt, indem er ihre Voraussetzung, den Glauben an eine objektiv feststellbare Wahrheit verwirft. Nun besteht ein offensichtlicher Widerspruch zwischen der autoritären Verherrlichung blinder Hinnahme des Gesetzes und der oben aufgezeigten Tendenz des Priesters, den Unabhängigkeitswillen Josef K.s zu bestärken, seiner Mahnung, sich von »fremder Hilfe« zu befreien. Doch ist dies nur ein scheinbarer Widerspruch. Denn Unabhängigkeit von »fremder Hilfe« bedeutet hier: aus Eigenem kommende Hingabe an das Gesetz. Die Mahnung richtet sich gegen K.s Lavieren, sein Ausschau-Halten nach Kompromissen und Hilfsmanövern, nicht aber gegen seine freiwillige Unterwerfung unter das Gericht. Ebenso ist gerade die kompromißlose Betonung des Eigensten, der innersten und persönlichsten Beziehung zu Gott, in Augustin zum Beispiel, nicht nur mit dem Begriff totaler Hingabe vereinbar, sondern geradezu erst durch ihn geboten. Das Neue an der Äußerung des Geistlichen ist die Eindeutigkeit seiner jetzt vorgebrachten autoritären Meinung. Diese Meinung läßt sich nur nach einer Richtung hin verstehen. Nicht Freiheit oder Unterwerfung, sondern nur Unterwerfung scheint hier geboten zu sein. Diese Einengung der Bedeutung und damit ihre Klärung entspricht Josef K.s eindeutiger Vertretung des liberalen Standpunkts in der Debatte mit dem Geistlichen. Da sich hier in K. selbst keine Widersprüche befinden, vertritt auch das Gericht eine eindeutige und klare Gegenposition. Hier sieht es nun wirklich so aus, als ob der Kampf zwischen K. und dem Gericht ein eindeutiger Kampf zweier Weltanschauungen wäre. K. scheint jetzt eine einheitliche Persönlichkeit zu sein, die einer tyrannischen äußeren Macht Widerstand leistet. Die Sympathien des Lesers sind auf K.s Seite. K. kämpft für Vernunft, Wahrheit, Menschenwürde, das Gericht gegen alles, was dem modernen Menschen heilig ist. Auch

manche, Kritiker haben sich hier der Meinung des Lesers angeschlossen, verurteilen das Gericht oder zumindest den Geistlichen als »teuflisch«². Heinz Politzer versetzt das Gericht auf die Anklagebank⁸. Der Prozeß wird nach ihm gegen das Gericht geführt, doch verliert Josef K. den Prozeß,

242

da er der in geistig-geistlichen Dingen unerfahrene »Mann vom Lande« ist, mit der unfehlbaren Gabe, immer das Falsche zu tun⁴. Brod, Buber, Weltsch, Kelly und andere nehmen jedoch den Gegenstandspunkt ein. In ihrer Sicht ist K. schuldig. Er ist schuldig, weil er keine andere Beziehung zum Dasein als die der Korrektheit und Routine findet und ihm sein eigenes Gewissen vom Unbewußten her den Prozeß macht (Brod)⁵, oder weil er sich weigert, das Geständnis seiner Existenzschuld abzulegen, sich auf eine bloß juristische Unschuld ausredet und der Mahnung, die ihm der Geistliche bringt, ausweicht (Buber)⁶. K.s Schicksal zeigt die Vergeblichkeit menschlichen Strebens, sich der »Urschuld« zu entledigen (Kelly)⁷. K.s Schuld steigert sich dadurch, daß er sich weigert, seinem Gefühl der Schuld nachzugeben (Weltsch)⁸. K. verrät sein tiefstes und eigentliches Selbst, seine authentische Existenz (Dauvin)⁹, eine Meinung, die viel eher auf das URTEIL als auf den PROZESS zutrifft. Nach Allemann läßt K.s juridisches Denken ihn das Problem der Rechtfertigung mit dem Problem moralischer Schuld verwechseln. K.s Schuld ist es, daß er immer nur nachträgliche Rechtfertigungen seiner Existenz findet und daher eine Art »Lebenslüge« lebt¹⁰.

Für Wilhelm Emrich hingegen haben sowohl K. als auch das Gericht Unrecht, K., da er als Einzelner dem Gesamtdasein gegenüber schuldig sein muß, das Gericht, weil die Organe des Gerichts ja nie das höchste Gericht, sondern nur dessen Teile, nicht die Wahrheit, sondern nur Verengungen und Verfälschungen der Wahrheit darstellen. Nach Emrich haben also beide, sowohl K. als auch das Gericht, unrecht und beide recht, da beiden das Ganze und Wahre entzogen und höchstens teilweise sichtbar ist. Charles Neider hinwieder sieht die Schuld K.s in seinem Minderwertigkeitsgefühl der anklagenden Behörde gegenüber. K. vertraut seinen eigenen Einsichten nicht, da er sich vom »Mummenschanz« (»mumbo-jumbo«) des Gerichts, besonders des Geistlichen, blenden und verwirren läßt und sich mit dem Zusammenbruch seines Selbstvertrauens selbst verurteiltⁿ.

Am tiefsten scheint mir Hermann Pongs in den Geist des Werkes eingedrungen zu sein. Pongs sieht in der Gespaltenheit K.s seine »Schuld«.

»Dann läge das Schwergewicht nicht, wie Martin Buber annimmt, auf den Vorbereitungen eines Schuldgeständnisses aus Einsicht, sondern auf der Tragik der Gespaltenheit selbst, die, ausweglos, unheilbar, in den Untergang der Selbstzerstörung führt. Dann käme der tiefste Antrieb aus einem Unbewußten, das schon auf festem Lande wie seekrank schwankt.«³⁷

Nicht in K.s Bestehen auf seiner legalen Unschuld, sondern in seinem inneren Widerspruch liegt sein Schicksal beschlossen. Hier wollen wir in der von Pongs und auch von Neider angezeigten Richtung weitergehen. Gleich nachdem K. das Gericht als Lügensystem gebrandmarkt hat, spaltet sich sein Dasein von seinen Worten ab. Es fällt ihm ein, daß seine eben so kategorisch vorgebrachte Meinung, die das Gericht eindeutig verdammt, nicht seine letzte sei. Was nun folgt, ist die Kapitulation K.s,

243

das heißt die Kapitulation seines Körpers, der bald die Kapitulation seines Geistes folgt. Rhetorisch hat er zwar über das Gericht gesiegt, denn seine Behauptung, daß die Meinung des Geistlichen die Lüge zur Weltordnung mache, ist richtig, und der Geistliche kann auch nichts darauf erwidern¹². Doch im Innern K.s hat der Geistliche gesiegt¹³. Denn K.s so fest und klar vorgebrachte Verdammung des irrationellen Standpunktes des Geistlichen ist nicht »seine endgültige Meinung«. Seine Opposition gegen das Gericht ist also eine Meinung seiner Fassade, eine Einstellung mit Vorbehalten. Sie steht auf wankendem Boden. Typisch für Kafkas Werkstruktur ist es nun, daß auf die geistige Unsicherheit die körperliche Kapitulation folgt. Plötzlich fühlt sich K. erschöpft. Seine Müdigkeit beginnt im Körper, aber stellt ein

völliges Zurückweichen des Geistes dar. K. gibt nun seine humanistisch-liberale Position, die er mit Worten so geschickt verteidigt hat, in seinen Gedanken völlig auf. Auf einmal findet er sich dem Thema nicht mehr gewachsen. Es scheint ihm zu kompliziert zu sein, »besser geeignet zur Besprechung für die Gesellschaft der Gerichtsbeamten als für ihn«^{p. 264}. Er gibt damit jeden Anspruch auf, dem Gericht kritisch zu begegnen, erkennt die Überlegenheit der Gerichtsbeamten schweigend und endgültig an. Er, der auf logischem Gebiet gesiegt, ist psychisch und existentiell vom Gericht geschlagen worden. Denn was ist das schweigende Eingeständnis seiner Unfähigkeit, das Gericht zu verstehen, anderes als seine innerliche Kapitulation vor dem Gericht?

Doch ist Josef K. nicht, wie Politzer meint, ein »Amhaarez«²⁴⁴, womit das Hebräische einen in geistigen Dingen untauglichen, bäuerischen »Mann vom Lande« bezeichnet, einen geistig Ungeschlachten, der die Sophistik und Dialektik höheren Gesprächs nicht meistern kann. Josef K. ist ja nicht der Mann vom Lande, sondern ein Mann der großen Stadt, der sich von den Wurzeln losgelöst hat, die ihn mit dem Lande, wo Mutter und Familie noch wohnen, verbunden haben. Er hat sich eben im Dialog als gescheiter, logisch sicherer und unanfechtbarer, intellektueller Kämpfer erwiesen. Aber eben nur im Wortgefecht! Nicht als »Amhaarez« verliert er auf dem Gefechtsboden der Dialektik, denn da gewinnt er. Der Geistliche wurde in die Enge getrieben und mußte zuletzt das Gefecht mit Berufung auf die aller Debatte und Kritik entrückte Autorität undialektisch beenden. K. behält das letzte Wort — im Gefecht der Worte. Doch seine Worte sind eben nicht »sein Endurteil«. Nicht als »Amhaarez«, als Unschuld vom Lande, wird er geschlagen, sondern als in sich selbst zutiefst Gespaltener, dessen »Endurteil«, dessen Körper und Nervensystem seinen Verstand sabotieren und unterminieren. Er kann seinen logischen Sieg nicht ausnützen, weil er nicht an ihn glauben will. Daher flüchtet er in die Erschöpfung und möchte nichts lieber, als das ganze Problem von sich »abschütteln«.

Dies ist die typische Einstellung Josef K.s. Er möchte Probleme von sich »abschütteln«, ohne es zu können. Schon am Ende des zweiten Kapitels wollte er den Prozeß von sich abschütteln und zu keinem weiteren Verhör kommen. Am Sonntag darauf erscheint er aber wieder — ungerufen!

244

Am Ende des dritten Kapitels, nach seiner Niederlage in den Kanzleien, will er wieder alles von sich abschütteln. Sein Körper bereitet ihm Sorgen, er sieht seinen Schwächeanfall in den Kanzleien als rein physisches Versagen und denkt, daß er vielleicht einen Arzt zu Rate ziehen sollte.

»Wollte etwa sein Körper revolutionieren und ihm einen neuen Prozeß bereiten, da er den alten so mühelos ertrug?«^{p. 92}

Wie es uns aus dem Text des Gesamtwerks klar geworden sein sollte, ist der Körper, der K. immer wieder in seinem Kampf mit dem Gericht schwächt und im Stich läßt, der Vertreter des Gegenwillens, das Instrument einer psychischen Tendenz, die K.s rationalen Widerstand gegen das Gericht von innen her sabotiert. Wir können das aus dem eben besprochenen Ende des DoM-Kapitels genau sehen. Die plötzliche physische Schwäche K.s ist zeitlich nicht die Ursache, sondern die Folge seines Gedankens, der seine rhetorisch verfochtene Stellung aufhebt. Zuerst denkt K., daß das, was er eben behauptet hat, nämlich, daß der Geistliche die Lüge zur Weltordnung mache, nicht sein »Endurteil« sei. Dann fühlt er sich müde und zerschlagen. Es ist also auch hier der Geist, der sich den Körper verbaut.

K. befindet sich in vollem Rückzug vor dem Priester. Die Regression führt ihn zuerst in die Müdigkeit, dann in das Flüchtenwollen, um das Problem von sich abzuschütteln. Und damit ist schon der nächste Schritt gegeben — die Regression in die Kindlichkeit. K. hat sich schon am Anfang seiner Begegnung mit dem Geistlichen zur Kindlichkeit reduziert. In der Debatte auf der Ebene der Worte kann er zwar den Standpunkt eines selbstsicheren, vernünftigen Erwachsenen gut verfechten. Doch mit seinem Körper, seinen Nerven und unwillkürlichen

Akten, seiner tatsächlichen, effektiven Wirklichkeit also, bleibt er dem Geistlichen gegenüber ein Kind. Es ist die Kindlichkeit seiner Psyche, nicht die Ignoranz und Naivität seines Intellekts, die Josef K. mit dem Mann vom Lande teilt. Nachdem er sich selbst innerlich im Stich gelassen hat und in die Müdigkeit geflüchtet ist, benimmt sich K. am Abschluß der Dom-Szene wie ein Kind, das nicht weiß, was es will. K. fühlt sich vollständig auf den Geistlichen angewiesen, und aus kindlichem Trotz dagegen fragt er plötzlich, ob sie sich nicht in der Nähe des Haupteinganges befänden. Auf die logisch zu erwartende Antwort des Geistlichen, ob er denn schon gehen möchte, antwortet K., »obwohl er gerade jetzt nicht daran gedacht hatte...«, sofort: »Gewiß, ich muß fortgehen. Ich bin Prokurist einer Bank, man wartet auf mich, ich bin nur hergekommen, um einem ausländischen Geschäftsfreund den Dom zu zeigen«^{p-26ä}. Darauf reicht ihm der Geistliche die Hand und antwortet wieder ganz logisch: »Nun, dann geh.« Nun wird aber K. ganz kindlich und hilflos und sagt, daß er sich allein im Dunkel nicht zurechtfinden kann. Der Priester wolle ihm doch bitte helfen. Der Geistliche zeigt ihm den Weg. Sobald er sich aber entfernt, ruft K. sehr laut: »Bitte, warte noch!« Der Geistliche wartet geduldig wie ein Erwachsener, der mit einem lästigen und eigensinnigen Kind Nachsicht übt. Was will nun K. vom Geistlichen? Warum hat der

245

Geistliche warten sollen? K., der es doch eben so eilig hatte wegzugehen, möchte wissen, ob der Geistliche nicht noch etwas von ihm will, und ist enttäuscht zu hören, daß er nichts von ihm will. K. beklagt sich nun, daß der Geistliche, der doch vorher so freundlich zu ihm gewesen und ihm »alles erklärt hat«, ihn jetzt entläßt, als läge ihm nichts an K. K. appelliert an den Geistlichen wie ein Kind an den Erwachsenen. Er soll sich doch bitte um ihn kümmern, ihm Beachtung schenken, er war doch vorher so nett, und nun auf einmal schicke er ihn weg. Sei er vielleicht böse auf ihn? Mit der Logik des Erwachsenen weist der Geistliche auf K.s kindische Unlogik hin. Er habe doch fortgehen wollen. K. bittet um Verständnis und Einsicht. Darauf die Antwort des Geistlichen, mit der das Kapitel schließt: »Warum sollte ich also etwas von dir wollen. Das Gericht will nichts von dir. Es nimmt dich auf, wenn du kommst, und es entläßt dich, wenn du gehst.«

Der Geistliche weist also wie am Anfang des Dialogs so auch am Ende K. auf seine Unabhängigkeit hin. Das Gericht kam zu ihm, weil er es brauchte, weil er es wollte. Es wurde von seinem tiefsten Verlangen angezogen. Wenn er selbst dieses sein eigenstes Verlangen nicht anerkennt, dann wird ihn das Gericht wieder gehen lassen. Wohin? In die Verlorenheit einer Existenz, die weder frei leben kann noch gebunden leben will, die also im Leben nicht mehr bleiben kann. Und so folgt das Endkapitel der Hinrichtung logisch auf diese letzten Worte des Geistlichen^u. Was im Dom-Gespräch sichtbar geworden, ist die Art der Kindlichkeit K.s. Es ist keine echte Kindlichkeit, sondern eine verschämte. K. wird von kindlicher Sehnsucht nach Kontakt mit dem Gericht verzehrt. Doch er kann es sich nicht eingestehen. Ein bezeichnendes Schweigen folgt dem Gespräch zwischen dem Geistlichen und Josef K. Aus diesem Schweigen sollte nun K.s »Endurteil« kommen. Nicht wie im URTEIL von dem Gegenspieler des Helden, sondern vom Helden, von K. selbst, sollte die Revision seines provisorischen Urteils, seines »Vorurteils« kommen, das die Logik des Gerichts der Lüge gleichgesetzt hatte. Sein eigenster Gedanke war es ja gewesen, daß diese aufklärerische Meinung sein »Vorurteil«, nicht sein »Endurteil« war. Doch statt das erlösende Wort aus sich zu befreien, verfiel K. in die Ausflucht der Müdigkeit. Er schüttelte die Notwendigkeit der Entscheidung von sich ab. Damit begab er sich aber in einen kindischen Zustand, nicht in den kindlichen echter Hingabe, sondern in den kindischen Versuch, beides gleichzeitig zu genießen — Freiheit vom Gericht und Hilfe vom Gericht, Unabhängigkeit und Schutz, Gerechtigkeit und Liebe, Logik und Gnade — alles in einem. Er unterbricht das trüchtige Schweigen mit der Frage, ob sie sich nahe beim Ausgang befänden, denn er wollte

nicht »ganz auf den Geistlichen angewiesen sein«. Seine Frage ist ein Versuch, das, was er eigentlich will, nicht aufkommen zu lassen. Wenn ihn aber der Geistliche dann gehen läßt, läuft K. zu ihm zurück und klagt, daß er nicht mehr freundlich zu ihm sei. Sein Wunsch ist es, hierzubleiben und die Liebe des Geistlichen zu erhalten. Sein Wunsch aber ist es auch, auf ihn nicht angewiesen zu sein und fortzugehen. Unmöglich können beide Wünsche zugleich erfüllt
246

werden. Da sich aber K. für keinen der beiden entscheiden kann, gibt es für ihn keine Lösung. Das Zwiegespräch löst sich im Schweigen auf. Und bald werden zwei schweigende Männer in Schwarz ihn abholen und im stummen Gleichschritt zum Tode führen. Was K. sagen wollte, hat er nicht gesagt. Das Endurteil, das er formen wollte, hat er nicht geformt. Das Wort, das er zu hören hoffte, hat er nicht vernommen. Und so wie das Gespräch im Dom löst sich auch sein Dasein auf — im unerlösten Schweigen.

Vom DoM-Kapitel her können der Gegensatz zwischen Josef K.s und Georg Bendemanns Tragik und die Parallelen von PROZESS und STRAFKOLONIE besonders klar gesehen werden. Das DoM-Kapitel wurde wie der Großteil des Romans im Herbst 1914 geschrieben, zur selben Zeit also wie die STRAFKOLONIE. Die beiden Werke ergänzen sich und sind zwei verschiedene Fassungen desselben Problems und derselben Thematik. Das Problem ist die Auseinandersetzung mit der Sühne- und Opfertragik von 1912. Im DoM-Kapitel und dem darauf folgenden Endkapitel ist diese Auseinandersetzung am klarsten herausgearbeitet worden. Der PROZESS unterscheidet sich vom URTEIL durch die Verschiedenheit der Beziehung, in der das Problem von Wahrheit und Lüge zum Helden und der ihn anklagenden Machtgestalt steht. Im URTEIL war es die Macht, der Vater, der die »volle Wahrheit« wollte und sie durch seine Allianz mit dem reinen Ich zum Vorschein brachte. Die Wahrheit verurteilte den Sohn, dessen Wesensgrund als teuflisch enthüllt wurde. Im DoM-Kapitel aber ist es der Held, Josef K., der die Wahrheit wissen will, und es ist das Sprachrohr der Macht, der Geistliche, der der Wahrheit ausweicht und mit sophistischer Dialektik die Notwendigkeit an ihre Stelle setzt. Mit diesem raffinierten Ausweichen vor der Wahrheit ist es das Gericht, das Georg Bendemann gleicht und damit den Aspekt des Teuflischen annimmt¹⁵, während Josef K. in der Debatte den forschenden, bohrenden Wahrheitsdrang vertritt, der den Vater im URTEIL für Georg so furchtbar werden läßt. Wir finden also eine Umkehrung des Verhältnisses der Wahrheit zur Macht. Im PROZESS ist die Wahrheit nicht mehr bei der Macht, sondern, soweit der Dialog, das heißt das Reich der Worte und ausgesprochenen Gedanken reicht, bei Josef K., dem machtlosen Verfolgten, der die »trübselige Meinung« des Priesters als Lüge entlarven kann. Damit wird auch die Tragik eine andere. Georg geht unter im Sühneakt für sein falsches Leben. Die tragische Einsicht in den wahren Zusammenhang seiner Existenz spricht er im Sterben aus. Josef K. aber stirbt im Schweigen. Auf seine letzten Fragen wird ihm keine Antwort zuteil, und keine Einsicht erhellt die Dunkelheit der nächtigen Vorstadtöde, in der er geschlachtet wird. Und schon vorher erhellt kein Strahl des Verstehens die Finsternis des Doms. Die Stummheit seiner beiden Scharfrichter, die kein einziges Wort an ihn richten, folgt der im Grunde ebenso unerhellenden Dialektik des Dialogs mit dem Geistlichen. Es ist nur ein Zeichen seiner Kindlichkeit, wenn K. dem Geistlichen am Ende sagt, er sei jetzt so unlieb und hätte ihm doch vorher alles erklärt. Der Geistliche hat ihm nichts erklärt. K. kann daher keinen Sühnetod sterben, denn er weiß ja

247

nicht, worin und ob er überhaupt sich vergangen hat. Sein Tod stellt keine verlorene Einheit wieder her, heilt keinen Riß, bringt kein Licht der reuevollen Einsicht. Denn er erfährt nie den Grund seines Todes, das »darum verurteile ich dich zum Tode«, das zugleich die Erhellung des Lebens ist. K. stirbt nicht in der Versöhnung, sondern in der Scham. Seinem Tod fehlt die Reue, die Rührung und die Liebe, die Georg und Gregor im Sterben empfinden.

Josef K.s Schuld besteht nicht in der Untreue zu seinem Ursprung. Nur das MUTTER- und das ONKEL-Kapitel stellen es so dar und gehören damit noch zur URTEILS-Sphäre. Georg Bendemann schuldete dem Vater, von dem sein Ich »ausgegangen«, alles, und indem er ihm untreu wurde, wurde er es sich selber. Josef K. aber schuldet dem Gericht nichts, da er ja nicht von ihm ausgegangen. Und ob er sich selbst untreu geworden, kann er nicht erkennen. Denn seine Schuld liegt ja nicht in etwas Bestimmtem, bestimmten Handlungen und Akten, sondern in eben dieser Unfähigkeit zu erkennen, in der Ambivalenz, die so total ist, daß sie nicht erkennen läßt, worin eigentlich Untreue und Treue bestehen. Auch die Sühneopfer der Werke von 1912 waren ambivalent. Aber das Gebot ihrer Existenz, gegen das sie sich vergangen, leuchtete ihnen klar und eindeutig. Was sie hätten tun und sein sollen, wird ihnen klar. Für Josef K. aber gibt es kein Gebot. Seine Tragik liegt gerade darin, daß er kein Gebot erkennen kann und ihm keines gegeben wird. Der Dialog im Dom zeigt ja nur eines: die Notwendigkeit einer Entscheidung, eines Urteils. Doch den Inhalt dieses Urteils und die Richtung, nach der sich K. entscheiden sollte, bleibt völlig im Dunkeln und K. ganz allein überlassen. Das Wesen der Macht ist also im DOM- und HINRICHTUNGS-Kapitel des PROZESSES ein ganz anderes als im URTEIL. Die Allianz des Strafsystems ist hier nicht die Verkörperung der Wahrheit, sondern bleibt immer doppel- und vieldeutig. K.s Anklage, daß das Gericht die Lüge zur Weltordnung mache, wird nie widerlegt. Nur durch K.s Schwäche siegt das Gericht sowohl in der Dom-Szene wie auch bei seiner Hinrichtung, wo er ja die Schergen schon erwartet und freiwillig mit ihnen geht. Das Gericht siegt also nicht, weil es die verborgene Wahrheit an den Tag bringt, sondern weil es die lähmende Ambivalenz seines Opfers in Erscheinung treten läßt.

Damit ist die Verbindung zur STRAFKOLONIE gegeben, wo die Wahrheit ebenso unauffindbar war wie im Gespräch mit dem Geistlichen. Die Tragik Josef K.s ist das Gegenstück zur Tragik des Offiziers. Wie der Offizier von der Strafmachine, erwartet Josef K. vom Geistlichen die Wahrheit zu erfahren, sich eindeutiger Gerechtigkeit beugen zu dürfen. Wie der Offizier, erlebt er weder Wahrheit noch Gerechtigkeit, sondern nur sinnlose, unerklärte Ermordung. Wie das Schicksal des Offiziers aber die Strafmachine klar verurteilt und in Stücke brechen läßt, so erlebt auch das Gericht im Dom seine Widerlegung, da es auf die Anklage, daß es die Lüge zur Weltordnung mache, keine andere Antwort geben kann als die Unfähigkeit K.s, sich ein Endurteil zu bilden. Als »Gericht«, das ja mit Gerechtigkeit irgendwie verbunden sein sollte, geht es hier zugrunde.

248

Die Tragik Josef K.s ist aber auch die Vertiefung der tragischen Potenz des Reisenden der STRAFKOLONIE. K.s eigentliche Tragik besteht darin, daß er eine heroische Tragik fast erreicht und dann doch nur in resignierter Kläglichkeit endet. Mit seiner Kündigung des Advokaten, seiner dezidierten Ablehnung des Systems, das den Menschen zum Hund entwürdigt, und seiner mutigen Weigerung, sich im Dialog der finsternen Gehorsams- und Schuldmaschinerie des Priesters zu beugen, erlangt K. die Würde eines Helden der Menschheit, der Freiheit höher stellt als Dienst, Wahrheit höher als Notwendigkeit. Er stellt sich dem Dunkelmännersystem und seiner furchtbar faszinierenden Macht entgegen und verteidigt im finstern Dom wie im finsternen Zimmer des Advokaten die Würde und Unschuld des Menschen. Sein klassisch klingender Ausspruch, mit der er seine Schuldlosigkeit begründet, könnte allen geistigen Befreiungsbewegungen als Motto dienen:

»Ich bin aber nicht schuldig... es ist ein Irrtum. Wie kann denn ein Mensch überhaupt schuldig sein. Wir sind hier doch alle Menschen, einer wie der andere.«^{P- 25S}

Hier wird wie in allen echten Tragödien ein persönlicher Kampf zu einem Weltenkampf, zu einem Kampf der Prinzipien, die für die Menschheit von höchster Bedeutung sind. Josef K. leugnet die Schuld ab, weil sie ein unmenschlicher Begriff ist. Schuld ist ein Begriff, der von Menschen auf Menschen nicht angewendet werden kann. Der Schuldbegriff ist unmenschlich, weil er undemokratisch ist und Demokratie im tiefsten und geistigsten Sinne Gleichheit jedes

Menschen mit allen Menschen und daher Freiheit des Einzelnen vom Urteil der Menschen bedeutet. Wie Walt Whitman und nach ihm die Expressionisten es verkündeten, ist der Mensch schuldlos, weil kein anderer Mensch die Anmaßung und den Hochmut haben darf, sich so weit über seinen Bruder zu erheben, daß er ihn schuldig sprechen und verurteilen kann. Dieser ekstatische Humanismus ist ja nur eine Betonung einer Seite der Evangelien, allerdings unter Ausschluß der anderen Seite. Der Ausspruch des Heilands vor der Ehebrecherin, daß, wer sich schuldfrei fühle, den ersten Stein werfen möge, stellt diese eine Seite dar. Der Geistliche antwortet darauf allerdings damit, daß er die andere Seite des Christentums hervorhebt, die auf dem Begriff der Erbsünde und Verwerflichkeit des Menschen beruht. So wie Josef K., sagt er, sprechen alle Schuldigen. Voll raffinierter Dialektik setzt er K. daher die Behauptung entgegen, daß Unschuld unmöglich ist und jeder, der sich schuldlos dünkt, dadurch zeigt, daß er zumindest einer Schuld, und zwar der ärgsten, sich schuldig gemacht hat, nämlich der Selbstgerechtigkeit.

Es kommt hier nicht darauf an, zu entscheiden, ob Josef K. oder der Priester recht hat. Wir haben es ja mit einem Kunstwerk und nicht mit einer philosophischen Abhandlung zu tun, allerdings einem Kunstwerk, das Ideen als Bausteine künstlerischer Struktur verwendet. Es kommt nur darauf an, zu sehen, daß an dieser und mehreren anderen Stellen des Dialogs eine klare Frontenstellung gezogen wird. Diese Frontenstellung

249

sieht so aus, daß viele Leser den PROZESS mißverstehen. K. erscheint ihnen als »der kleine Mann«, als Held, der gegen den Polypen der Macht würdig und schuldlos seinen leider hoffnungslosen Kampf kämpft und als unschuldiges Opfer brutaler Übermacht untergeht. Nun besteht K.s Tragik darin, daß er imstande ist, dieses Bild anzuregen, nicht aber es wirklich darzustellen. Denn »sein Endurteil war es nicht«, das Gericht als Lügensystem und bloße Tyrannei eindeutig abzulehnen. Seine Tragik ist vielmehr, daß es ihm nicht vergönnt ist, zu einem Urteil zu gelangen, und zwar deshalb nicht, weil er jede Position, die er einnimmt, bald wieder aufgibt. Und so erfährt er weder wie Georg Bendemann den Grund seines Todes noch erlangt er jene Festigkeit des Reisenden, der immerhin zu einem Urteil kommt, auch wenn es ihn nicht glücklich macht. (Darin nimmt der Reisende das Schicksal des drei Jahre später geborenen Affen des BERICHT AN EINE AKADEMIE voraus.) Statt dessen muß K., nachdem er dem Glanz eines tragischen Helden ganz nahe gekommen ist, »wie ein Hund« im Dunkel sterben. Seine eigene Ambivalenz schließt ihn mit den undurchdringlichen Mauern des Uneingestandenenen sowohl von den Strahlen des mystischen Gesetzes wie vom Licht der menschlichen Vernunft ab.

250

SOKEL, WALTER H. Franz Kafka - Tragik und Ironie. ZUR STRUKTUR SEINER KUNST. MÜNCHEN —WIEN: ALBERT LANGEN • GEORG MÜLLER, 1964. S. 239-250.

Zum biblischen Türhütergleichnis – Joachim Jeremias:

Das dritte der hier zu besprechenden »Wiederkunfts«gleichnisse, das *Gleichnis vom Türhüter* (Mk 13, 33-37; Lk 12, 35-38 vgl. Mt 24, 42), weist bei den drei Synoptikern ungewöhnlich große Verschiedenheiten auf; es ist besonders stark zersagt und unter dem Einfluß des Wiederkunftsmotivs überarbeitet und erweitert worden — ein Zeichen, wie wichtig der Urkirche der Ruf zur Wachsamkeit war. Gehen wir von Lk 12,35—38 aus, so fällt zunächst die Belohnung der wachsamten Knechte auf: »Amen, ich sage euch, er (der Hausherr) wird sich umgürten, sie an ihre Plätze führen und sie bedienen« (12,37 b). So handelt kein irdischer Hausherr (vgl. Lk 17,7). Wohl aber hat Jesus so gehandelt (Lk 22, 27; Joh 13, 4-5). Und er wird wieder so handeln als der Wiederkehrende. V. 37 b ist also ein autorisierender Zug, der den Rahmen des Gleichnisses ebenso wie den Zusammenhang zwischen V. 37 a und 38 sprengt und auf das messianische Freudenmahl bei der Wiederkunft blickt. Auffallend ist bei Lukas noch ein zweiter Zug: während bei Markus nur der Türhüter - seinem Amte gemäß - den Befehl erhält, wach zu bleiben, bis der Hausherr heimkehrt, ist es bei Lukas eine Mehrzahl von Knechten, ja offenbar die gesamte Knechteschar, die wach bleiben soll; ohne Frage schlägt bei Lukas auch hier die Deutung auf die Gemeinde in das Gleichnis hinein. – Die Markus-Fassung des Gleichnisses (13, 33—37) ist darin ursprünglich, daß der Befehl, wach zu bleiben, nur dem Türhüter gegeben wird (V. 34 b). Aber sie ist an zwei Stellen sekundär durch verwandte Gleichnisse beeinflusst. Aus dem Gleichnis von den anvertrauten Geldern (Mt 25,14) dürften die Worte »gleichwie ein Mensch, der über Land zog« (V. 34) stammen; denn der Befehl an den Türhüter, nachts wach zu bleiben, paßt wohl zur Einladung des Hausherrn zu einem Festmahl (Lk 12, 36), das sich bis tief in die Nacht ausdehnen kann, nicht dagegen zu einer längeren Reise, bei der der Tag der Rückkehr in unbestimmter Ferne liegt und bei der außerdem - angesichts der Abneigung des Morgenländers gegen nächtliche Reisen - eine nächtliche Rückkehr unwahrscheinlich ist. Wie der »Mensch, der über Land zog«, so paßt zweitens auch die Übergabe der Vollmacht an die Knechte (Mk 13, 34) nicht zum Gleichnis vom Türhüter. Sie wird aus dem Gleichnis von dem mit der Aufsicht betrauten Knecht (Mt 24, 45; Lk 12, 42) herzuleiten sein, in dem es um gewissenhafte Verwaltung des Anvertrauten während einer längeren Abwesenheit des Hausherrn geht; ein Hausherr, der nur einer Einladung folgt, hat es kaum nötig, besondere Vollmachten auszuteilen. - Bei Matthäus schließlich ist das Gleichnis verschwunden und nur die Anwendung geblieben: »So wachet nun, denn ihr wißt nicht, an welchem Tage euer Herr kommt« (24, 42 vgl. 25, 13). Vergleicht man Mk 13, 35: »So wachet nun, denn ihr wißt nicht, wann der Hausherr kommt, ob am Abend, um Mitternacht, um Hahnenschrei oder gegen Morgen«, so sieht man: aus dem Hausherrn ist »euer Herr«, aus den Nachtwachen ist »der Tag« geworden — die christologische Verdeutlichung ist offenkundig. Sie findet sich nicht nur Mt 24, 42 und Lk 12, 37 b, sondern auch Offb 3,20, hat sich also rasch in der ganzen Kirche durchgesetzt. Als Kern bleibt somit ein Gleichnis vom Türhüter, der den Auftrag erhalten hat, wach zu bleiben (Mk 13, 34 b) und sofort zu öffnen, wenn sein vom Gastmahl heimkehrender Herr anklopft (Lk 12, 36). Wohl ihm, wenn ihn der Herr wachend findet, gleichviel in welcher Nachtwache er heimkehrt (Lk 12,37 a. 38; Mk 13, 35 f). Was hat Jesus im Auge? An welche Hörer richtete er den Ruf zur Wachsamkeit? Wenn Jesus das Gleichnis zu seinen Jüngern sprach, so ist der Aufruf zum Wachen in Gethsemane zu vergleichen: »Wachet und betet darum, daß ihr nicht in Versuchung geratet« (Mk 14, 38), wobei an die Versuchung der Endzeit gedacht ist, den Anbruch der endzeitlichen Trübsal, den Angriff Satans auf die Heiligen Gottes, dessen Anbruch Jesus im Zusammenhang mit seinem Leiden erwartete. Sprach Jesus zur Menge, so wäre etwa das Sintflutgleichnis zu vergleichen: unberechenbar wie die Rückkehr des Hausherrn droht das Verhängnis! Seid wachsam! Am

wahrscheinlichsten dünkt mich, daß das Gleichnis vom Türhüter zu denen gesagt ist, die die Schlüssel des Himmelreichs innezuhaben beanspruchen (Mt 23, 13; Lk 11, 52), zu den Schriftgelehrten: laßt euch nicht schlafend finden, wenn die entscheidende Stunde kommt! Wer immer die ursprünglichen Hörer waren, deutlich ist: wir haben ein Krisengleichnis vor uns, das wiederum höchstens verhüllt eine Selbstaussage Jesu enthält. Die Urkirche wendet das Gleichnis auf ihre Situation an, die Situation zwischen den zwei Krisen, die Situation der sich verzögernden Wiederkunft Christi. Darum erweitert sie das Gleichnis durch eine Reihe neuer, allegorisierender Züge: der Hausherr geht jetzt auf weite" Reise (Markus), er gibt allen seinen Knechten den Befehl zu wachen (Lukas), er vergibt vor der Reise Vollmachten an seine Knechte (Markus), der Tag (nicht: die Nachtwache) seiner Wiederkunft ist ungewiß (Matthäus), selbstloser Dienst an den Seinen beim messianischen Freudenmahl ist der Lohn, den er gibt (Lukas).

JEREMIAS, Joachim. **Die Gleichnisse Jesu. Kurzausgabe.** München und Hamburg: Siebenstern Taschenbuch Verlag, 1969³. S. 36-38